This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

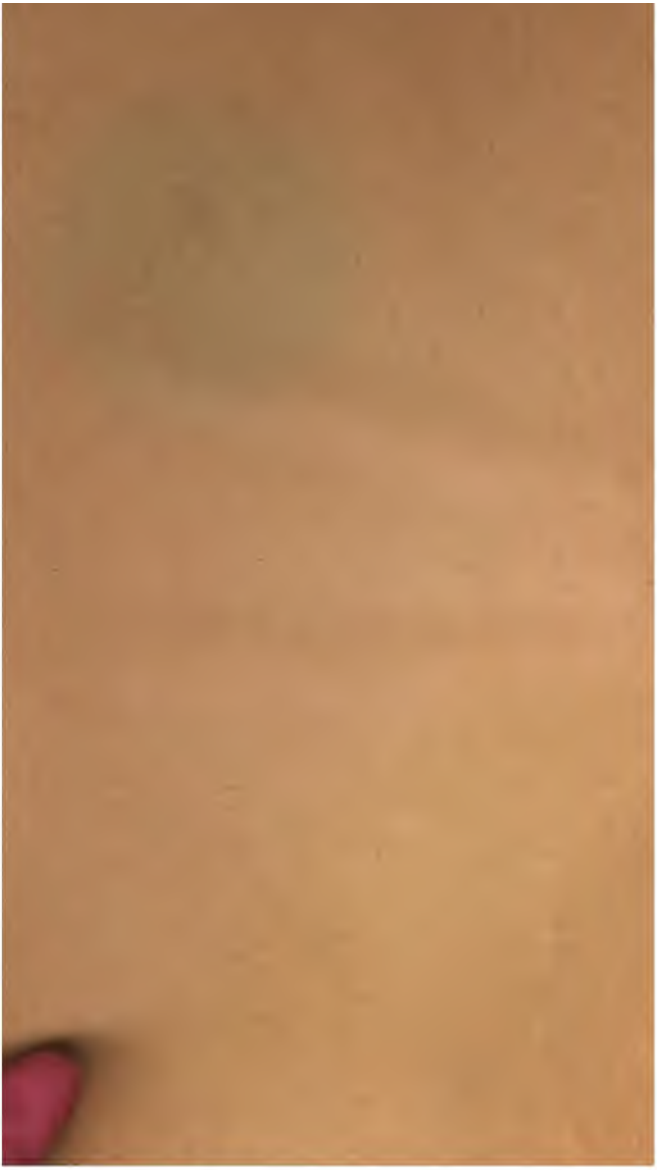
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB
847
.P49
v.2

STANFORD UNI
LIBRARIES
SITY



Johann Pezzl

Neue Skizze von Wien.

Zweytes Heft.

Wien,
bey J. V. Degen,
Buchdrucker und Buchhändler.
1805.

XXXVIII.

Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet.

Das achtzehnte Jahrhundert wird sich nicht zu schämen haben (sagte ehedem Lichtenberg) wenn es einst sein Verzeichniß von neu erworbenen Kenntnissen und angeschafften Sachen an das neunzehnte übergeben wird. Es hat die Gestalt der Erde bestimmt; hat dem Donner Trotz bieten gelehrt; hat den Blitz, wie Champagner, auf Bouteillen gezogen; hat Thiere ausgefunden, die an Wunder die Lernäische Schlange übertreffen; Fische entdeckt, die, was Jupiter nicht konnte, die Schwächeren selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blitze tödten; hat Luft in feste Körper, und feste Körper in Luft verwandelt; hat Quecksilber geschmiedet; mit Wasser geschossen wie mit Schießpulver; hat durch

XXXVIII.

Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet.

Das achtzehnte Jahrhundert wird sich nicht zu schämen haben (sagte ehedem Lichtenberg) wenn es einst sein Verzeichniß von neu erworbenen Kenntnissen und angeschafften Sachen an das neunzehnte übergeben wird. Es hat die Gestalt der Erde bestimmt; hat dem Donner Trotz bieten gelehrt; hat den Blitz, wie Champagner, auf Bouteillen gezogen; hat Thiere ausgefunden, die an Wunder die lernäische Schlange übertreffen; Fische entdeckt, die, was Jupiter nicht konnte, die Schwächeren selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blitze tödten; hat Luft in feste Körper, und feste Körper in Luft verwandelt; hat Queckſilber geschmiedet; mit Wasser geschossen wie mit Schießpulver; hat durch

Linnäus das erste brauchbare Inventarium über die Werke der Natur entwerfen lassen.

Die Gegenstände dieses Linnäischen Inventariums, und manche jener, der ganzen älteren Welt unbekannten Erfindungen trifft man heut zu Tage in den guten Naturalien-Kabineten.

Die hiesige Universität hat ihre eigene Naturalien-Sammlung.

Der kaiserliche Hof besitzt ein Kabinet von Conchylien und Mineralien, welches unter die vollständigsten von Europa gehört; und seit einigen Jahren auch ein zoologisch-mechanisch-physikalisches Kabinet, welches erst von Kaiser Franz II. angelegt worden ist.

Dieses Kabinet befindet sich auf dem Josephsplatze, in dem linken Flügel des Gebäudes, welches diesen Platz von drey Seiten umgibt. Es ist in der Regel jeden Mittwoch des ganzen Jahres für alle ordentliche Leute offen; doch muß jeder Besuchende vorläufig von dem Director desselben, Abbe Stütz, ein Eintrittsbillet begehren, und es beym Besuch abgeben.

lange bekannte Schreibmaschine des Herrn v. Kautz. — Eine Sprachmaschine von dem berühmten Mechaniker Kempelen (dem Verfertiger des durch ganz Europa bekannt gewordenen Schachspielers) — Hier befindet sich auch der große Brennspiegel, womit Kaiser Franz I. einige seiner berühmten Versuche gemacht hat, Diamanten zu schmelzen.

Endlich sieht man hier im letzten Saale das Bild des Stifters dieser Anstalt, des Kaiser Franz II. Es ist von kararischem Marmor, in erhobener Arbeit, von Zauner mit vieler Aehnlichkeit verfertiget, und hat zur Aufschrift: Francisco II. Augusto. Litterarum et artium parenti optimo, Musei Conditori munificentissimo. 1796.

Im zweyten Stockwerke rechts sind Fische und Amphibien. — Unter den Fischen, wobey sich unstreitig die abentheuerlichsten Gestalten der organischen Natur befinden, bemerke ich vorzüglich die Zitterroche, welche bey ihrer Berührung den heftigen electrischen Schlag giebt. — den Seeteufel — den

ſchwim menden Kopf — der Dintenfiſch — mehrere junge Haifiſche, dieſes gefräßigſte Ungethüm der Meere, ꝛc. ꝛc. — Unter den Amphibien ein Kaiman, — ein Skellett von einem indiſchen Krokodil — ein Bieber — Verſchiedene Schlangen, Kröten, Eidechſen ꝛc. in Spiritus aufbewahrt. — Auch iſt hier im Spiritus ein Hühner-Ei in der Brut, von der erſten Epoche der Brutwärme bis zum Auskriechen des Küchleins, in zwey und vierzig Gläſern, wovon jedes den Zuſtand dieſes Eies in ſeiner ſtufenweiſen Entwickelung, von zwölf Stunden zu zwölf Stunden zeigt. — Noch findet man hier die Anlage zu einer Sammlung von Schwämmen, Baumfrüchten und Fettpflanzen, welche täuſchend nach der Natur in Wachs gearbeitet ſind, und fortgeſetzt werden.

Der linke Flügel des zweyten Stockwerks iſt der Ornithologie gewidmet. Dieſe Schöpfung iſt in die Hausvögel, Raubvögel, Singvögel, Spechte, Sumpfvögel und Waſſervögel eingetheilt.

Jedem Beſuchenden werden hier auffallen

der Strauß mit seiner erzdummen Physiognomie, und daneben der Straußkasuar, den Lavater in seiner Physiognomik charakterisirt hat. — Die schöne Kronentaube — der prächtige Augenfasan aus China — der Pauxi — die Metallflügeltaube — die Seidenschwänze. — Unter den Geyern ist ein weißköpfiger, welcher in der Menagerie des Prinzen Eugen im Belvedere war, und in seinem Käficht (wie man gewiß weiß) hundert und zwey Jahre gelebt hat. Auch einige werkwürdige Nester sind hier: das Nest des Schneidervogels, welches er sich aus Baumblättern zusammen näht; das Nest der Kapmeise, welches in zwey Kabinetchen abgetheilt ist; eines für das Weib und die Jungen, das andere für den Mann, der sich ja nicht gelüsten darf lassen, in das erste zu kommen. Endlich sieht man auch drey von den berühmten sogenannten indischen Vogelnestern, die eigentlich in Tunkin zu Hause sind, die von den Chinesern und von reichen Europäern so hoch geachtet werden, daß sie der Dichter Haller als das kostbarste Gericht besingt, da er sagt:

„Speist Tunkins Nest aus Gold" weil sie eine den Reichen sehr willkommene Eigenschaft haben sollen.

Die schönen und sanften Sechsfaden-Vögel, der Paradies-Vogel, der neuholländische Paradies-Pfau, die mancherley Kolibri, mit einem Nestchen, und mit Eiern so winzig wie eine kleine Erbse, stechen gewaltig ab mit den Reisigen in dem befiederten Heere, dem Hornvogel, dem Toko und Tukan mit ungeheuern Schnäbeln und dem Anhima mit Streitsporen an den Flügeln. — Sehr grotesk sehen aus der Nimmersatt und die Kropfgans. — Den Beschuß endlich machen der Unglücksprophet der Sturmvogel, und die plumpen patagonischen Pinguinen.

Jedes Thier hat seinen Nahmen deutlich geschrieben neben sich hängen. — Auch wird dieses Kabinet durch die Sorgfalt seines jetzigen Directors, bey jedem Anlasse mit neuen Gegenständen bereichert.

XXXIX.

Die Ausländer in Wien.

Ich ſpreche hier nicht von dem großen und reichen Adel, denn der iſt nirgends Ausländer, er iſt in Europa überall zu Hauſe: in Petersburg wie in Neapel, in Wien wie in London, in Berlin wie in Liſabon. Wie die Souverains in der diplomatiſchen Sprache ſämmtlich Brüder und Vettern ſind, ſo hat dieſe Caſte ebenfalls eine wirkliche ſtillſchweigende Verbrüderung unter ſich, vom Cap finis terrä bis an den See Ladoga.

Eben ſo wenig rede ich von den Handwerksburſchen und geringen Arbeitern, denn auch dieſe ſind überall zu Hauſe; ſie finden ihren Ambos, ihre Hobelbank, ihren Knieriemen und ihre Holzart für die Woche, und eine Kanne Bier, ein Hackbret und ein Dirnchen ihres Gelichters für den Sonntag allenthalben, und ſomit iſt der Kreis ihres Wirkens und ihre Wünſche ausgefüllt.

Unter den Ausländern begreife ich hier die Leute vom Mittelstande, die aus dem übrigen Deutschlande und aus anderen benachbarten Staaten häufig und unablässig nach Wien kommen, theils um mancherley Geschäfte zu betreiben, theils um ihr Glück zu machen, theils um öffentliche Anstalten zu besuchen, oder endlich bloß als Reisende, um den Platz kennen zu lernen.

Diese Herren sind in den ersten Wochen, auch wohl Monathen ihres hiesigen Aufenthalts gewöhnlich mit Wien gar nicht zufrieden. Vielen Wienern und den Unzufriedenen selbst ist dieses oft nicht wohl begreiflich. Ich meines Theils finde es ganz natürlich.

Kleon verläßt zu Hause Aeltern und Geschwister, wohlthätige Verwandte, innige Freunde, eine Geliebte!... In Wien angelangt, ist er mit Einmahl unter einem ganz unbekannten Himmel. Die Wiener drängen sich gar nicht an Fremde, und jetzt noch viel weniger als ehedem; somit ist Kleon in einer Fluth von Hunderttausenden doch — isolirt. Er sitzt im Theater unter tausend Menschen —

und ist allein; er spaziert im Prater unter zwanzig tausend Menschen — und ist allein. Kein Händedruck eines Freundes, kein Gruß eines Verwandten, kein Lächeln eines Schätzchens erheitert seinen herumirrenden Blick. Er mahlt sich alle diese Süßigkeiten seiner Vaterstadt jetzt um so lebhafter, je schmerzlicher ihm die Entbehrung derselben wird, und — ärgert sich über das ungesellige Wien.

Oront war in seinem werthen Vaterstädtchen ein angesehener Mann; jeder seiner Aussprüche war von Gewicht; man drängte sich an ihn, man suchte seine Gesellschaft, er war die Seele seines Kränzchens. Er kömmt nach Wien. Seine mitgebrachten Empfehlungen machen wohl, daß er ein paarmahl zu Tische geladen wird; aber man findet seinen Ton, der zu Hause angestaunt war, und peremtorisch entschied, weder treffend noch geschliffen genug. Er strengt sich an, er verdoppelt das Gewicht seiner Aussprüche, und wird dadurch nur noch ungenießbarer; man macht sich auf eine höfliche Art wieder von ihm los. Er versucht es noch hie und da,

ſich geltend zu machen, es läuft aber ohne Erfolg ab. — Er ergrimmt über das unempfängliche Wien.

Phipps hat ſich auf mehrern Univerſitäten herum getrieben; er hat die neue Aeſthetik, die neue und die neueſte Philoſophie an der Quelle eingeſchlürft; er iſt nach Wien gekommen, und will ſich ein Bischen umſehen, ob es hier noch immer ſo übel mit der Litteratur ſteht, wie die allgemeine deutſche Bibliothek ſo lange bewieſen hat, und ob den Fajaken*) der Philoſophismus gar nicht zu inoculiren ſey. Er ſpeist an einer öffentlichen Tafel, und fängt dort an von ſeinen Gedichten in Muſen-Almanachen, von Schlegel, von Schelling und Reinhold zu ſprechen. Sein Nachbar rechts merkt gar nicht auf ihn; ſein Nachbar links ſieht ihn ein paarmahl groß an, und frägt endlich: wer iſt der Schlegel, wer iſt der Schelling und Reinhold? ... Wie! Herr Schlegel iſt der weltberühmte Mann,

*) Siehe die Xenien, ein gar ehrenvolles Product zweyer hochberühmter Dichter.

der die poetiſche Poeſie erfunden, der dem geſammten Deutſchlande bewieſen hat, daß Wieland, Uz und Kleiſt gar keine Dichter ſind. Schelling hat den transſcendentalen Idealismus, und Reinhold den rationalen Realismus erfunden. . . . Der Nachbar Wiener lächelt, und verſichert ihn, weder den Schlegel, noch den Schelling, noch den Reinhold zu kennen. — Phipps erſtaunt über das unwiſſende Wien.

Die Gallerie wäre leicht noch weiter auszumahlen; allein es möchte Deutler und Deuteleyen geben, denen man bey Local-Schriften ſo ſelten entgeht; alſo nur noch etwas weniges im Allgemeinen.

Die Ausländer ſind gewohnt, bey Tiſche, in Geſellſchaften u. ſ. w. über Politik, über Höfe, Miniſter u. ſ. w. ſchlichtweg zu reden, wie es ihnen vor den Mund kömmt, und wie ſie es zu Hauſe machten. In Wien weicht man ſolchen Discurſen aus, bleibt ſtumm dabey, giebt oft abſichtlich verkehrte Antworten. Das macht den Ausländer erſtaunt und ungehalten. Ferner hört er in Kaffehäuſern,

auf Spaziergängen und andern öffentlichen Orten, meiſtens unbedeutendes Zeug reden, und macht nun raſch den Schluß: die Wiener wiſſen rein Nichts, ſeyen flache Köpfe, unter denen gar nicht zu leben iſt. Er weiß nicht, warum man ſo iſt; und erfährt es erſt nach langer Zeit, oder auch gar nicht, je nachdem es kömmt.

Zeit und Umſtände bewirken jedoch ſehr oft, daß ſolche anfängliche Malcontenten in der Folge Wien mit allen ſeinen Unvollkommenheiten zu ihrem zweyten Vaterlande machen.

XL.

Kuhpocken.

Man hat die Jahre aufgezeichnet, in welchen in Großbritannien die Würgengel der Lämmer — die Wölfe — sind ausgerottet worden *). Noch können wir zwar das Jahr nicht bestimmen, in welchem die Würgengel unserer Kinder — die Pocken — in Wien werden ausgerottet seyn, doch scheint dieser freudige Zeitpunct nicht mehr ferne, denn im Jahre 1804 starben hier nur noch zwey Kinder an den Pocken, da man doch bisher im Durchschnitte alljährlich 600 als Opfer dieses Giftes rechnen mußte.

Die Pocken (Kinderblattern) kamen bereits im achten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung nach Europa, aus Afrika wie man sagt, und sie haben seit ihrer Erschei-

*) Der letzte Wolf wurde erschossen in England 1648, in Schottland 1680, in Irland 1710.

nung in dieſer beſten aller möglichen Welten — nebſt Peſt, Hunger und Krieg — fleißig daran arbeiten helfen, damit der Menſchen nicht zu viel wurden. Seitdem ſie ſo recht über Europa verbreitet ſind, darf man wohl rechnen, daß ungefähr 1/12 aller Neugebornen daran ſtarb.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lernte die bekannte Lady Montague die Inoculation der Pocken in Conſtantinopel kennen, und brachte ſie in die chriſtlichen Länder; man ſtritt lange dafür und dawider, nach und nach wurde ſie doch faſt allenthalben eingeführt, beſonders in dem letzten Viertel des verfloſſenen Jahrhunderts. Allein, — woran es nun auch liegen mochte, — ſie bewies ſich in der ſpäteren Zeit nicht mehr ſo wirkſam: manche Kinder ſtarben daran; andere bekamen dadurch einen langſam wirkenden Krankheitskeim in den Körper, und noch andere wurden trotz der Inoculation auch von den natürlichen Pocken befallen; ſie kam allmählig wieder in einigen übeln Ruf.

Da in der Zukunft vielleicht von den Pocken

eben so wenig mehr die Rede seyn wird, als sie jetzt mehr von dem Aussatz ist, so erlaube man mir, hier noch eine kurze Chronik der letzten Pockenjahre einzuschalten, woraus erhellet, wie zerstörend (trotz der allgemein eingeführten Inoculation der natürlichen Pocken) diese Krankheit war: es starben in Wien an den Pocken

im J.	Kinder	im J.	Kinder
1790 —	1569.	1796 —	1098.
1791 —	149.	1797 —	585.
1792 —	33.	1798 —	612.
1793 —	508.	1799 —	356.
1794 —	1510.	1800 —	3296.
1795 —	196.		

folglich im obigen Zeitraume von 11 Jahren 9912 Kinder.

Jetzt erstand Doctor Jenner, und entdeckte die schützenden Kuhpocken. Wenn dieser neue Pocken-Ableiter fortfährt, die Probe zu halten, wie es bisher den Anschein hat, so ist die Belohnung von 10000 Pfund Sterling, welche das brittische Par-

lament dem Entdecker gegeben hat, nicht zu groß.

Das mörderiſche Jahr 1800 hat den gänzlichen Ausſchlag zu Gunſten der neu entdeckten Schutzblattern gegeben, die zwar hie und da ſchon verſucht wurden, über deren öffentliche und allgemeine Einführung aber noch eine große Discrepanz der Meynungen herrſchte. Mit dem Jahre 1801 wurde die Vaccination hier allgemein ausgebreitet, und das Reſultat davon war im höchſten Grade günſtig; es ſtarben ſeitdem an den Pocken:

im Jahre		Kinder
1801	—	164.
1802	—	61.
1803	—	37.
1804	—	2.

und unter dieſen beyden letzten war Eines das Kind einer fremden hier durchreiſenden Mutter; folglich bleibt für Wien Ein einziges.

In Wien hat ſich beſonders Doctor De Caro

durch die erste Einführung der Kuhpocken-Impfung verdient gemacht. Wie noch vor wenigen Jahren Anstalten zur Inoculation der menschlichen Pocken sowohl von der Regierung unentgeldlich für arme Kinder, als von einigen Medicinern für vermögliche unterhalten wurden, eben so sind jetzt allenthalben Vaccinations-Anstalten angelegt. Die kaiserliche Familie selbst ist schon mit dem Beyspiele dieser Impfung vorgegangen, um desto mehr Zutrauen auf dieselbe einzuflößen. — Man hat die Vaccination schnell in allen Provinzen eingeführt, und in der bloßen Militär-Gränze sind in Einem Jahre gegen 22000 Kinder vaccinirt worden.

Ein pockennarbiges Gesicht wird in vierzig Jahren ein seltenes Kabinetsstück seyn! — Indessen laßt uns nicht zu vorlaut seyn!... Laßt uns wenigstens eine Generation abwarten, ehe wir den scheußlichen Blattern ihren letzten Grabesang anstimmen.

Eben dieser Doctor De Caro hat den Kuhpocken-Impfstoff über Constantinopel und Bagdad nach den englischen Besitzungen in

Oſtindien, nach Bombay, Madras und bis nach Kalkutta verſchickt. Und ſonderbar!... Jetzt, da man den Stoff und die Methode vor den Pocken zu ſchützen, dritthalb tauſend Meilen weit bis an die Ufer des Ganges gebracht hat, erſt jetzt entdeckte ſich, daß die Kuhpocken-Impfung ſchon ſeit undenklichen Jahren in jenen Gegenden von den Braminen betrieben werde. Dieſer Umſtand ſcheint außer Zweifel zu ſeyn; dabey iſt man aber mit Recht unſchlüſſig, ob man ſich mehr über die Stupidität der Beamten der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie entrüſten ſoll, die ſchon ſeit fünfzig Jahren unter den Braminen herumwandeln, ohne jemahls auf dieſe wichtige Entdeckung die mindeſte Aufmerkſamkeit zu richten, oder über die Schelmerey der ehrwürdigen Braminen, welche dieſe Wohlthat in den Nebel des Aberglaubens hüllten und ſie nur den Anhängern ihrer Secte angedeihen ließen ..... Aber freylich haben die Herren von der oſtindiſchen Kompagnie auf andere Dinge zu ſehen: ein Sack voll Reis, ein Bündel Seide, ein Lumpen

von Zitz oder Musseline, sind für eine Gilde von Wucherern viel wichtigere Artikel, als ein Specificum gegen eine Krankheit, die jährlich in ganz Europa Millionen mordete.

Ist doch auch in Deutschland nicht vernünftiger gehandelt worden, wenn es sich bestättigen sollte, daß die heute allenthalben mit Enthusiasmus aufgenommene Kuhpocken-Impfung schon vor fünfzig Jahren vorgeschlagen aber damahls kalt und kurz abgewiesen wurde.

Da möchte man wohl mit Lichtenberg aufrufen: O wenn doch jemand den Schlüssel zu dem heiligen Gewölbe fände, wo vermuthlich noch tausend solcher Dinge verborgen liegen! Wer will sagen, ob wir unser Leben nicht einst wieder auf halbe Jahrtausende bringen?

Ein lächerlicher Umstand seit der Einführung der Schutzblattern ist, daß es schon jetzt Leute gibt, denen bange wird, es möchten der Menschen zu viele auf unserem Planeten werden, und aus diesem Uebermaß des Unheils noch mehr entstehen, als uns

bis jetzt schon beschereet ist! .... Die Kurzsichtigen! Wissen sie denn nicht, daß die Vorsicht, nebst Pestbeulen, Kanonen, Bayonnetten und Pocken, noch der Werkzeuge genug hat, um für künftige Geschlechter Raum zu machen? — Hat nicht leider schon das gelbe Fieber aus Nordamerika den Weg nach Spanien und Italien gefunden? . . . Ist nicht eben jetzt ganz Europa in banger Sorge vor den wiederholten Ausbrüchen dieses neuen Giftes, welches mit solcher Schnelligkeit die Menschen mordet, daß es der Heilkunde noch nicht möglich war, sichere Gegenmittel auszufinden, und welches in der That ein noch weit schlimmeres Geschenk für unseren Welttheil wäre, als die vor tausend Jahren zu uns gekommenen Pocken.

XLI.

Reviſion der Aushängſchilder und Aufſchriften.

Eine ſolche Reviſion exiſtirt zwar nicht, wäre aber keineswegs überflüſſig.

Wenn ein Mann von Geſchmack in der Stadt herum geht, und die Schilder an den Häuſern und Kaufgewölben anſieht, ſo kann er eben keinen ſehr hohen Begriff von dem Geſchmack der Wiener hegen. Was da für unſchickliches und albernes Geſchmier zur Schau kömmt!... Zum Beyſpiel: hier die heilige Dreyfaltigkeit oder einer Bude voll modiſchen Firlefanz, der bloß dazu erfunden iſt, der Eitelkeit und Sinnlichkeit Anbeter zu verſchaffen; hier der engliſche Gruß oder Riechwäſſern, Guckgläſern, Haarnadeln und profanen Toiletten-Inſtrumenten; dort der heilige Anton von Padua oder Schweinsſchinken, Ochſenzungen und Speckſeiten; da die Flucht in Aegypten oder Käſe, Schmeer und Unſchlitt; dort der Prophet Jonas wie ihn der Fiſch ausſpeyt, an einer Bude wo Ja-

kappa, Kremor tartari und Bibergeil verkauft wird.

Wie in aller Welt kommen die lieben Heiligen, ja ſogar Gott Vater, Sohn, und heiliger Geiſt zu Aushängſchildern von ſo unbedeutenden irdiſchen Dingen? ... Dieſe Heiligen-Schilder würde ich ohne weiters abſtellen.

Nach den Bewohnern des Himmels müſſen es ſich die Götter der Erde, die Souverains von ganz Europa, ſchon auch gefallen laſſen, zum Schild einer oft ſchlechten Waare zu dienen; auch ſind ſie alle hier, vom römiſchen Kaiſer an, bis auf den Hoſpodar der Walachey den Fürſten Ypſilanti. Ein Glück für ſie, daß ſie nicht ſo delikat ſind wie der Macedoniſche Alexander weiland *)! ſie würden erſchrecken über die hölzernen und verzerrten Geſichter, die ſie auf ſolchen Schildern haben. Nach den Potentaten folgen die Kriegsmänner Loudon, Coburg, Suwarow, Nelſon ꝛc. Solche werden allemal in Kriegszeiten

*) Dieſer erlaubte niemandem, ſein Bild zu mahlen, außer dem berühmten Apelles.

ausgewählt, wenn eben viel Redens von ihnen iſt. Von Miniſtern habe ich einſt den einzigen Kaunitz ober einem Silberladen erblickt: vermuthlich ſind die Männer der Diplomatie in der Welt der Gewürzkrämer, Leinwandhändler und Seifenſieder weniger bekannt, ſonſt müßten ſie wohl auch bey dieſen die Kunden herbey rufen.

Einige wenige unſerer Verkäufer müſſen wohl gar eine Tinktur von Schöngeiſterey haben, weil ſie ſich in die Mythologie und in die ſchönen Künſte verſteigen: Flora, Venus an der Toilette, die Vigano, die Caſentini als Waldmädchen, der famoſe Papageno ꝛc. ſind dieſer ihre Schutzpatrone.

Ein Schuſter in der Spiegelgaſſe iſt ſo geiſtreich, daß er zum Schild führt den Moſes, wie er eben die Schuhe auszieht! eine ſchlechte Empfehlung für ſein Handwerk. — In eben dieſer Gaſſe iſt ein Strumpfwirker, der zum Schilde hat den ewigen Frieden; und wodurch iſt der ewige Friede dargeſtellt? durch einen Kirchhof! ... Sonderbar: auch der berühmte Kant hat ſeine Ideen über den ewi-

gen Frieden aus der Anſicht eines Kirchhofes geholt; beynahe möchte man hier aufrufen: les beaux esprits se rencontrent! da der wieneriſche Strumpfwirker und der königsbergiſche Metaphyſiker ſo identiſch auf einem Punkte zuſammen treffen.

Noch ſchlimmer iſt es mit den Aufſchriften, die häufig voll von Schnitzern gegen die Orthographie und andere Regeln ſind. Der bekannte Otto kündigte lange mit großen Buchſtaben an, daß alle Sonntage bey ihm Klupp ſey; als die Clubs verboten wurden, gab er Cassino, und noch ſeit nicht gar lange wird das Wort recht gedruckt. Ein Nachbar des Otto hat in der nämlichen Gaſſe ein Cassino für diſtinguirte Perſohnen, und macht, wie man ſieht, in vier Worten drey Schnitzer. — Die Gewürzkrämer kündigen alljährlich richtig ihren neuen Senft ſtatt Senf an. Der Traktеur Villars ſchrieb — wie hochherzig, an ſein Haus: „Gaſthof aller Bidermänner.“ — Ein anderer nennt ſich einen „Bürgerlichen Trakter.“ — Ein Färber auf dem Michaelerplatze hat auf ſeiner Tafel: „Franz Ri-

galt, bürgerlicher Seidenfärber" und dabey die gräuliche französische Uebersetzung: „Frantz Rigalt deind toutes sortes d et — toses de Sois." — Ein Petschierstecher hatte wenigstens zehn Fehler in seiner Aufschrift, und nannte sich! „Mitglied der Akademie der bildenden Künste!"

Wäre bey diesem unerschöpflichen Magazin von Schnitzern und widersinnischem Zeuge nicht eine legale Revision zu wünschen, um uns die Schande zu ersparen, daß der einsichtsvolle Fremde von Wien sagen darf, man könne hier nicht schreiben? — Sollte nicht jeder Schildkleckser und Buchstabenmaler seine Pinseley erst bey der Revision vorweisen, bevor sie zum öffentlichen Gebrauch ausgehängt wird?

Ich weiß wohl, daß es in mehrern sehr berühmten Hauptstädten auch nicht besser ist; allerdings, aber ein Fehler rechtfertigt den anderen nicht.

XLII.

Zweydeutige Höflichkeit.

Es giebt Leute, deren Charakter und Handlungsweise in manchem Betrachte niedrig, häßlich und menschenfeindlich, auch als solcher allgemein anerkannt und verdammt ist.

A. ist ein Blutigel von Wucherer; B. ein gefährlicher Verläumder; C. ein tückischer Doppelzüngler; D. ein Schwärzer; E. ein hartherziger Geitzhalz; F. ein bestechlicher Verschwender ꝛc.

Ich befinde mich in einer Gesellschaft: man schreit, man wettert, man entsetzt sich über diesen und jenen neuen unbiedern Streich, den Herr A, B, C, D, E, F, so eben gemacht haben. — Wohlan! Herr A, B, C, treten einer nach dem anderen ein. Flugs andere Gesichter! es scharren die Füße; Verbeugungen links und rechts; Ihre Dienerin! — Gehorsamster Diener! von allen Seiten ... Die notorischen und einen Augenblick vorher verabscheuten Schufte werden mit Ach-

tung, mit eben den verbindlichen Aeußerungen empfangen, wie der rechtſchaffenſte, der geſchätzteſte Mann.

Ich bin in einem rechtlichen Hauſe zu Tiſche geladen. — Wer ſollte es vermuthen! Auch Herr D, E, F, erſcheinen; man ſetzt ſie ſogar oben an; man fetirt ſie, man beſtrebt ſich, artig und zuvorkommend gegen ſie zu ſeyn. Mir fällt zwar der hungrige franzöſiſche Verſifex ein, der ſich nicht entblödete zu ſagen:

Et je soupe à merveille à coté d'un Fripon*)!

Ich aber verliere Appetit und Sprache.

Tags darauf äußere ich mein Erſtaunen über die Erſcheinung und den Empfang der erwähnten Taugenichtſe. Man entſchuldiget die Sache mit der Behauptung: die Höflichkeit erfordere ein ſolches Benehmen.

Wenn die Nichtswürdigkeit mit der nämlichen Achtung behandelt wird wie die Rechtſchaffenheit, was bleibt dieſer letztern übrig!

*) Mir ſchmeckt das Eſſen auch neben einem Schurken recht gut.

Iſt ſolche Höflichkeit für einen unwürdigen Menſchen nicht grobe Beleidigung gegen den anweſenden Biedermann?

XLIII.

Millionairs.

Die Millionairs ſind zwar heut zu Tage allenthalben etwas dünne geſäet; aber es giebt doch deren noch in Wien, und zwar von zweyerley Gattungen: die einen, welche eine Million und drüber an jährlichen Einkünften beſitzen; und die anderen, welche eine Million und drüber in ihrem geſammten Vermögen haben.

Von der erſteren Gattung ſind die drey fürſtlichen Häuſer Eſterhazy, Lichtenſtein und Schwarzenberg.

Der Fürſt Niklas Eſterhazy von Galantha iſt unſtreitig einer der reichſten und prächtigſten Vaſallen in ganz Europa. Er hält auf ſeinem Schloſſe Eſterhaz eine eigene Leibwache von ungariſchen Grenadiren. Seine ſämmt-

lichen Herrschaften, wenn sie alle beysammen lägen, würden ein Ländchen darstellen, von nicht gar viel geringerem Umfange als z. B. das Kurfürstenthum Hessen oder das Kurfürstenthum Salzburg. Er unterhält auf denselben bloß an Schafen 160000 Stücke, wovon ihm jedes im Durchschnitt jährlich drittehalb Gulden einträgt, welches also allein schon die Summe von 400000 Fl. ausmacht.

Die fürstlich Lichtensteiniſchen Herrschaften sind zwar nicht von so gar großem Umfange wie die Esterhazyschen, aber immer höchst ansehnlich: sie liegen in Tyrol, Böhmen, Oestreich und Mähren, in welcher letzteren Provinz sie nicht gar viel weniger als ein Viertheil des ganzen Landes betragen mögen. Auch ist auf denselben die ökonomische Industrie in allen ihren Zweigen auf den höchsten Grad getrieben, und alles ist gänzlich frey von Schulden.

Das Haus Schwarzenberg hat sehr große Güter, sowohl unmittelbare im deutschen Reiche, als mittelbare in Böhmen, Oestreich und Steyermark. Dieses Haus war von jeher

eines der regulirteſten, und der jetzige Chef desſelben hat allenthalben Ordnung und Induſtrie noch höher gehoben, auch eigene ökonomiſche Schulen auf ſeinen Herrſchaften angelegt.

Bey den hieſigen Millionairs von der zweyten Gattung iſt es merkwürdig, daß die meiſten derſelben Leute waren, die ohne ein vorher beſeſſenes erhebliches Vermögen gleichſam ganz von vorne anfiengen, und mit Millionen endeten. Solche eigene Glücksſchmiede waren Fries, Badenthal, Natorp, Trattner, Mack (der Juwelier) Weinbrenner, Geymüller ꝛc. Den alten Grafen Fries ſchätzte man bey ſeinem Abſterben auf ſechs Millionen, die übrigen auf Eine Million und etwas mehr oder weniger. Trattner war eine um ſo ſeltnere Erſcheinung, weil er als Buchhändler, folglich bloß mit gelehrter Waare ſein Haus in der Stadt (das jetzt jährlich 40000 Fl. Miethe einträgt) das große Haus ſammt dem prächtigen Garten in der Vorſtadt, und die Herrſchaft Ebergaßing erwarb.

Wer iſt glücklich? fragte der berühmte

Helvetius, und gab darauf die Antwort: Ein junger, gesunder, geschmackvoller Mann mit einer Million im Vermögen. — Da Helvetius alle diese Attribute in sich selbst vereinigt besaß, so sollte man seiner Behauptung wohl trauen dürfen.

XLIV.

Krida. — Bankerott.

Wie schimmernde Brillianten in Dunst verfliegen, oder sich in verachtete Kohlensäure auflösen; so verfliegen auch glänzende Millionen, oder lösen sich manchmal in Krida und Bankerott auf, beyde, wenn man sie darnach bearbeitet!... Das Experiment ist nicht gar schwer, und wird von Zeit zu Zeit gemacht. —

Man nennt in Wien gewöhnlich Krida oder Konkurs, wenn der Verunglückte noch etwas übrig behält, um es unter seine Gläubiger zu vertheilen, sey es auch nur ein Viertel, Fünftel, oder Sechstel vom Hundert.

Bankerott oder Falliment nennt man eigentlich, wenn das Schiff mit Mann und Maus geſunken iſt, das heißt, wenn gar Alles verlohren geht. Vermuthlich hört man deßwegen dieſe Benennung ſo ungern und ſo ſelten; denn jeder Geſtürzte will dem Publikum noch gerne weiß machen, daß die Sache nicht ſo gar ſchlimm ſtehe, daß ſeine Gläubiger nicht ganz leer ausgehen werden. Wenn ſechs Fallimente geſchehen, ſo wird ſicherlich fünfmal ausgeſprengt: es ſey ſo arg nicht, es ſey nur eine augenblickliche Stockung, der Fallirte werde ſich in ein paar Monaten wieder rangiren. Diejenigen, welche der Schlag nicht trifft, ſtellen ſich aus Gefälligkeit an, als ob ſie es glaubten; die dabey Intereſſirten glauben es, weil ſie es hoffen; ihr erſter Unwille und ihre erſte Verzweiflung kühlen ſich indeſſen etwas ab, und nach einem Jahre erfahren ſie mit mehr Gelaſſenheit, daß ihre gutmüthig hingegebenen Kapitalien unwiederbringlich verſchlungen ſind.

In den neueren Zeiten iſt leider auch hier das Krida- und Bankerottmachen etwas häu-

figer geworden, und nicht bloß bey Wechslern, Negozianten und Kaufleuten, sondern auch bey Kavaliers, Beamten und Bürgern. Man weiß wohl, daß die handelnde Klasse durch fremde Fallimente, oder durch unmöglich vorzusehende Ereignisse, und die übrigen Privatleute durch Noth oder plötzliche Unglücksfälle zur Krida kommen können, und in diesem Falle bemitleidet man sie; allein diese Bankerotte verhalten sich zu den aus eigener Schuld herbeygeführten wie 3 zu 12.

Der allgemein eingerissene unsinnige Luxus erzeugt die Geldsucht, und diese macht, daß jezt Alles negociren will. Junge Herren, die etwas Vermögen haben, und mit demselben ohne viele Anstrengung recht große Summen gewinnen möchten, lassen sich zu Wechslern und Großhändlern stempeln *). Was ist die erste Sorge des neugebacknen Großhändlers?

*) Um Großhändler zu werden, muß man ein eigenes Vermögen von 30000 Fl. ausweisen. Nebstdem, daß diese Summe für gegenwärtige Zeit eben nicht mehr sehr bedeutend ist, giebt es, wie man sagt, der Künste mancherley, um

ſich Kutſchen und Pferde und ein Landhaus anzuſchaffen; als Nebenſache wirbt er ein paar Kommis an, die das Geſchäft führen; er ſelbſt macht Landparthieen, giebt Hausbälle, Aſſembleen, Soupers, u. ſ. w. wo Champagner und Punſch wie Waſſer fließen, ſpricht von ſeinen großen Geſchäften, berückt einige kurzſichtige Leute, ihm ihre Kapitalien in die Kaſſe zu werfen, treibt das Weſen eine Weile fort, und die letzte Scene von der kurzen Komödie iſt die — Krida. Wenn der Streich dieſe Laffen allein träfe, ſo könnte man bloß lachen; aber es ſind gewöhnlich ehrliche Leute dabey verwickelt, die durch den Verſchwender zur Dürftigkeit herabſinken.

Ueberhaupt ſind gegen die muthwilligen und ſchelmiſchen Bankerotte noch immer zu unwirkſame Vorkehrungen. Es gibt abgefeimte Kerls, die zweymal und dreymal Bankerott machen, und crescendo ſich nach jedem beſſer befinden als vorher, ſo daß ſie nach dem dritten ſich gänzlich in Ruhe ſetzen, und von ihrem

---

dieſelbe auszuweiſen, ohne ſie wirklich zu beſitzen.

Vermögen leben. — Andere beſitzen dem Anſchein nach mancherley Realitäten: Häuſer in der Stadt, Landhäuſer, Gärten, Brillianten, ſilbernes Service ꝛc. wenn nun beym Ausbruch der Krida die Gläubiger auf dieſe Habſeligkeiten greifen zu können glauben, kommen plötzlich ſcheinbare Dokumente hervor, woraus erhellet, daß dieſe ſchönen Sachen nicht dem Kridatarius, ſondern ſeiner Frau Gemahlinn angehören; der pfiffige Kautz ſetzt ſich alſo ruhig auf das angebliche Landhaus ſeiner Frau, und lacht über die geprellten Kreditoren.

Freylich können dieſe den Taugenichts einſperren laſſen, aber ſie müſſen ihn im Schuldengefängniß mit ihrem eigenen Gelde ſtandesmäßig ernähren; auch darf dieſer Arreſt nicht über Ein Jahr dauern; nur wenn ſich die Gläubiger zuſammen verſtehen, ſo kann ihn einer nach dem anderen immer wieder auf Ein Jahr feſthalten, und ihn vielleicht etwas mürbe machen.

Bey den Staatsbeamten iſt das beſondere Geſetz, daß man im Falle einer Krida

zwar sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, jedoch seine Besoldung nicht in Beschlag nehmen könne, ohne Zweifel darum, damit er für seine Amtsgeschäfte nicht verlohren sey. Da dieses Gesetz bekannt ist, so geschieht den Gläubigern dadurch kein Unrecht.

XLV.

Haus-Officiers.

Jedes große Haus in Wien bildet eine Art von kleinem Hofe, der seine Würden und Aemter, seine Minister, seine Favoriten, seine Allmächtigen und seine Gestürzten, seine Projektmacher, seine Intriguen, und seine strengen Abstufungen in der Hausordnung hat.

Was zwischen den Obermännern und der Livree inne steht, heißt Haus-Officier, und dieß ist eine sehr zahlreiche Klasse von Menschen.

Es gehören dahin die Haushofmeister, Hausregenten, Hausinspektoren, Kassiers, Haussecretairs, Kammerdiener, Stallmeister, Bereiter, Wirtschaftsbeamte, Köche, Kellermeister, Tafeldecker, Zimmerwärter ꝛc. ꝛc. Alle diese Leute leben in der Regel höchst behaglich, und um viel besser als der Mittelbürger, der mittlere und untere Staatsbeamte; denn sie wohnen in Palläſten, haben täglich die nämliche reichliche Tafel, ohne alle Rücksicht auf jeden auch noch so hohen Preis der Lebensmittel, ziehen hübsche Besoldungen, ohne die Abzüge zu leiden, denen die Staatsbeamten unterworfen sind, und finden nebenher noch mancherley Wege, sich sogenannte Accidenzien zu verschaffen, wie man es schon aus der bloßen Benennung ihrer Stellen errathen kann.

Der Haushofmeister ist die erste Person in diesem Kreise. Beym Antritte seines Amtes muß er sich zwar etwas umtreiben, bis die Maschine recht nach seinem Belieben im Gange ist, und bis er die schwache Seite seiner Herrschaft vollends ausgewittert hat. Dann ist er aber geborgen. Die Lieferanten für das

hohe Haus müſſen ſeine ergebenen Klienten ſeyn, wofern ſie es nicht verlieren wollen; und der Koch, der Kellermeiſter und der Zuckerbäcker müßten ihren Vortheil ſchlecht verſtehn, wenn ſie ſich den Haushofmeiſter zum Feinde machen wollten.

Je länger der Haushofmeiſter in einem Hauſe iſt, deſto unentbehrlicher wird er. Auch werden ſie alle reich. Und wenn es dieſer oder jener gar zu plötzlich wird, oder wenn er ſeinen Reichthum ſo auffallend bemerken läßt, daß man ſich verwundert frägt: wo hat der Mann all das Geld her? ſo iſt die gewöhnliche Antwort: Er negocirt.

Wir haben mehrere Beyſpiele, daß ein Kavalier Güter verkaufen mußte, und daß ſie ihm ſein Haushofmeiſter abkaufte.....

Wenn die Haushofmeiſter alt werden, oder wenn ihr Principal ſtirbt, ſo ſetzen ſie ſich gewöhnlich in Ruhe, und leben von ihrem Vermögen.

XLVI.

Der achtzehnte Junius.

Der Leibkutscher des preußischen Königs Friedrich des Zweyten warf seinen Herrn einst um. Der König gerieth in heftigen Grimm, und drohte mit aufgehobenem Stocke. Wahrhaftig! ein großes Unglück, ich gestehe es, sagte der Kutscher; aber, haben denn Euer Majestät niemals eine Bataille verlohren?

Bekanntlich hat Friedrich auch Bataillen verlohren, und unter dieselben gehört vorzüglich die Schlacht bey Kollin oder Planian am 18. Junius 1757.

Durch die verlohrne Schlacht bey Prag und derselben Folgen war die Kaiserinn Maria Theresia in eine sehr üble Lage versetzt worden. Sie hielt den nachher bey Planian erfochtenen großen Sieg für so wichtig, daß sie verordnete, der Tag desselben — der 18. Junius — sollte für ewige Zeiten alljährlich durch ein geistliches Dankfest in Wien gefey-

ert werden; dem die ganze hiesige Garnison beyzuwohnen habe.

Dieses geschieht auch jährlich an dem erwähnten Tage durch ein Hochamt und ein Te Deum in der Augustiner Kirche in der Stadt. Statt die ganze Garnison in Bewegung zu setzen, begnügt man sich jedoch, ein paar Batallions Infanterie und ein paar Schwadronen Kavallerie dabey assistiren zu lassen.

Der im J. 1683 erfochtene Entsatz von Wien wurde ehedem auch mit einem alljährlichen Dankfest gefeyert. Kaiser Joseph der Zweyte geboth aber, diese Feyerlichkeit mit dem Jahre 1783 zu beendigen.

Die kleine Kirchenparade am 18. Junius erinnert uns also alljährlich neuerdings an den großen siebenjährigen Krieg, folglich auch an den Helden desselben, den König Friedrich.

Dieser König war — wie alle Welt weiß — ein Held, ein Weiser, ein Menschenfreund; — aber auch ihn verfolgt die Tadelsucht jetzt noch jenseits des Grabes. Man weiß kaum, ob man seinen Augen trauen soll, wenn man

lieſt, was der berühmte Taktiker Guibert, der eine höchſt emphatiſche Leichenrede auf ihn ſchrieb, im Jahr 1773 auf ſeiner Reiſe in Berlin hörte, was aber erſt vor kurzem gedruckt erſchien. Man höre:

„Die Menſchen ſind in des Königs (Friederichs) Augen nichts. Wenn ſie ihn angenehm unterhalten, ſo kareſſirt er ſie, wenn ſie ihm dienen, ſo ernährt er ſie; und wenn er belohnt, ſo geſchieht dieß jederzeit mehr in Bezug auf ihn ſelbſt, als in Bezug auf die Sache, und mehr in Hinſicht auf die Zukunft als auf das Vergangene. Kann jemand ihm auf keine Weiſe mehr nützlich ſeyn, ſo wird er von ihm vernachläßiget, und gleichſam mit Füßen getreten. So viel in Anſehung der Menſchen, die ſich ihm nähern, oder ſeine Perſon bedienen. Was ſeine Völker betrifft, ſo ſind dieſe in ſeinen Augen weiter nichts, als eine verächtliche Heerde Vieh, deren Beſtimmung iſt, den von ihm beherrſchten Erdraum fruchtbar zu machen oder zu verſchönern. Ein jeder Kopf hat für ihn nur ſo viel Werth, als die Summe

der Kraft oder der Einkünfte beträgt, die durch dieses Individuum in seine Hände kommt. — Die Musik, die schönen Künste, die Litteratur, die Philosophie, die Freundschaft, alles ist für ihn bloß Zerstreuung, Ausfüllung der Zeit, oder Scharlatanerie *)."

So schilderte der Abbate Bastiani, welcher viele Jahre lang Friedrichs Vorleser und Gesellschafter war, diesen König in einer vertrauten Stunde gegen Guibert.

Dieß möchte noch hingehen; man könnte das nicht geschmeichelte Portrait allenfalls für die Aufwallung einer übeln Laune des Italiäners nehmen. Allein, was noch weit mehr in Erstaunen setzen muß, der bekannte Herr von Archenholz, ehemaliger preußischer Hauptmann, und sonst stets einer der größten Enkomiasten des großen Königs, macht noch erst vor kurzem folgenden Kommentar zum Text des Bastiani:

„Diese Schilderung ist sehr stark, und muß allen denen mißfallen, die auf den gro-

*) Minerva. 1803, Monat März.

ßen König auch kein Fleckchen kommen laſſen wollen; die jenigen aber, die nicht bloß in Lobreden ſeine Geſchichte ſtudiert haben, denen Wahrheit lieber als Enthuſiasmus iſt, und die Muth genug beſitzen, ſich von gewiſſen eingewurzelten Lieblings-Ideen loszureißen, werden nach angeſtellter Prüfung des Geſchehenen in obiger Schilderung viel Wahres finden *)."

Wahrlich! dieſe beyden Geſtändniſſe möchten in den Augen vieler Menſchen für den Ruhm des verblichenen Friedrichs mörderiſcher ſeyn, als zwey verlohrne Bataillen.

*) Minerva. 1803, Monat März.

XLVII.

Die Reichen.

Reichthum und Armuth ſind die nothwendigen Folgen unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes, der auf das Recht des Eigenthums gegründet iſt.

Sie ſind Kinder des Zufalls, der Umſtände, der Klugheit oder Unbeſonnenheit, des Fleißes oder der Trägheit, der Sparſamkeit oder Verſchwendung.

In Paris iſt ſeit dem großen politiſchen Veitstanz, genannt Revolution, eine eigene Klaſſe von Menſchen erſtanden, benamſet die Neureichen. — Von dieſen Neureichen ſind nach dem einſtimmigen Urtheil aller Reiſenden, gute vier fünftel baare Midaſſe, verächtliche Wichte, ohne Geſchmack, ohne Kenntniſſe, ohne Gefühl, ohne Zartſinn; mit einem Worte: goldene Kälber.

Es iſt unſtreitig noch leichter reich zu werden, als von ſeinen Schätzen einen wahrhaft edeln, vernünftigen und anſtändigen Gebrauch zu machen. Klein iſt das Häuflein ſol-

cher Auserwählter, viel größer auch bey Uns die Zahl der Brüder jener Pariser.

Mancher hat die fixe Idee, bloß weil er reich ist, müsse ihn Alles für einen wichtigen Mann halten, müsse sich alles vor ihm bücken, müsse sich beeifern, ihm die Langweile zu vertreiben, müsse ihm den Hof machen ꝛc. ꝛc. Diese goldnen Kälber nehmen den bekannten Vers:

— Divitias quisquis contraxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiensne?
etiam, et Rex,
Et quiquid volet *)..

im Ernste; sie wissen nicht, daß es nur Ironie sey.

Ein Reicher, der seinen Nebenmenschen keine Vortheile, keine Wohlthaten, keine Annehmlichkeiten verschafft, verdient verachtet und pleno choro ausgepfiffen zu werden.

Glücklicher Weise sind solche Midasse meistens zu geistlos, um ihr Gold lange zu er-

*) Wer immer Geld zusammen gescharret hat, der ist ein edler Mann, ein tapfrer Mann, ein biedrer Mann, auch ein weiser Mann? allerdings: sogar ein König, und was er nur immer seyn will.

halten. Haben wir nicht von Zeit zu Zeit Beyspiele vor Augen, daß die Millionen eines fleißigen oder eines kargen Vaters schon in der ersten Generation wieder zerstoben?

Der eine hängt sein Geld an Meublen und Pferde, der andere an Spiel und Hetären, der dritte an thörichte Unternehmungen und listige Schmeichler .... In kurzer Zeit bewahrheitet sich das Sprüchlein: Wie gewonnen, so zerronnen!

Aber — hat denn der Reichthum gar kein Verdienst? ... Hat er gar keinen Reitz für den Weisen?

Allerdings: er hat Verdienst, wenn der Reiche versteht, mit einem Theil desselben Künste und Gewerbe zu beleben, Kenntnisse zu verbreiten, nützliche Versuche zu machen, wohlthätige Institute zu gründen, das dürftige und verkannte Verdienst zu unterstützen, den leidenden Unglücklichen zu erquicken, dem Vaterlande in dringenden Fällen ein Opfer zu bringen.

Mit dem Ueberreste hat der Reiche dann volles Recht, ja sogar die Pflicht, ihn zum

Glanze ſeines Hauſes, zu ſeinen perſönlichen Bequemlichkeiten, zu ſeinen und ſeiner Freunde Vergnügungen zu verwenden.

Für den Weiſen hat ein mäßiger Reichthum noch den beſonderen Reitz, daß er ſich damit unabhängig machen kann, ein Zuſtand, der auch nur für den Weiſen paßt.

Lykurg gab den Spartanern ein eiſernes Geld von ſolcher Schwere und Plumpheit, daß man eine ganze Kammer brauchte, um ein Sümmchen von 300 Thalern unſeres heutigen Geldes aufzubewahren, und einen Wagen mit zwey Ochſen, um es aus einem Hauſe in das andere zu ſchaffen. Dadurch geſchah, was er vorgeſehen und gewünſcht hatte: die Leute wurden es überdrüſſig, Geld zu ſammeln, das heißt, reich zu werden. — Nun iſt es zwar nicht thunlich, auch nicht nöthig, daß wir in Betreff des Geldes Spartaner werden; aber beſſer wäre es doch, wenn man nicht immer und ewig das Einerley hörte: Wie viel trägt es ein? — Hat er Geld? — Iſt ſie reich? — Läßt ſich was dabey machen? —

Giebt es Blech? — Bezahlt sich's gut? ꝛc. ꝛc. eine Litaney, wovon das leidige Amen ist: — Inter nos sanctissima divitiarum Majestas, etsi Funesta pecunia templo Nondum habitat, nullas nummorum erexi- mus aras!

XLVIII.

Betteley. — Arbeitshaus.

Die Betteley, welche beynahe in allen Ländern mehr oder minder sichtbar herumschleicht, ist immer ein Staatsgebrechen, dem nicht so leicht und wirksam abzuhelfen ist, als mancher vielleicht denkt, weil sie hunderterley Larven hat, unter denen sie sich versteckt. Eine heulende und weinerliche Stimme, verzerrte Gesichter, Stöhnen und Seufzen, anscheinende Verrenkungen von Gliedern, verstellte oder — wer sollte es glauben! — aus Faulheit geflissentlich erzeugte wirkliche Wunden, falsche Attestate, eigene oder entlehnte Kinder,

die gekneipt werden, damit ſie beym Vorübergehen der Leute ſchreyen: dieſe und dergleichen Dinge ſind bereits ſo abgenützte Kunſtgriffe der Bettlergilde von Profeſſion, daß ſie nur noch ſehr unerfahrne Menſchen täuſchen können.

Laut des neuen Penal-Kodex iſt die Betteley ohne Ausnahme eine Polizey-Uebertretung, die immer beſtraft wird. Auch muß man der Polizey die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie der Betteley ſehr thätig und wirkſam entgegen arbeitet; ihre Angehörigen erhalten für jeden aufgegriffenen Bettler eine kleine Belohnung an baarem Gelde; ganz und gar das Uebel auszurotten, gehört in einer ſo großen Stadt unter die beynahe unmöglichen Dinge, beſonders da das Wienerſche Publikum von einer gewiſſen Klaſſe noch immer ſo mißverſtanden weichherzig iſt, daß es vieles thut, die Betteley zu unterſtützen, ſtatt dieſelbe zu vermindern.

Gegenwärtig ſchränken ſich die Künſte der hieſigen Bettler hauptſächlich auf drey Arten ein: daß ſie nämlich hie und da in die Häu-

ſer ſchleichen; daß ſie in der Dämmerung in abgelegenen Straßen einem Gutmüthigen ein Kreutzerſtück abjammern; und endlich daß ſie auf den Spaziergängen, vorzüglich außer den Thoren, die Leute beläſtigen, in welchen beyden letzteren Fällen ſie aber vorher immer ſorgfältig um ſich ſehen, ob ſie keine Polizeyleute erblicken, von denen ſie wohl wiſſen alſogleich ergriffen und in Arreſt geführt zu werden.

Es iſt eine längſt bekannte Sache, daß ohne öffentliche und zweckmäßige Arbeitsanſtalten der Betteley nie anhaltend geſteuert werden könne, weil der Bettler, ſo wie er einen zeitigen Arreſt oder Schläge überſtanden hat, wieder dort iſt wo er vorher war, das heißt, keinen Erwerb hat oder haben will, und um nicht zu verhungern, ſein gewohntes Metier neuerdings anfängt.

Um dieſe nöthigſte aller Maßregeln gegen müßiges und bettelndes Geſindel aufzuſtellen, hat die Regierung das aufgehobene Karmelitenkloſter auf der Laimgrube in ein öffentliches Zwangs-Arbeitshaus verwan-

delt, welches am 1. October 1804. eröffnet worden ist.

Dieses Haus nimmt Niemanden auf, der sich eines Verbrechens oder einer schweren Polizey-Uebertretung schuldig gemacht hat. Für Sträflinge besteht das Zucht- und Polizeyhaus. Leute hingegen, die durch ihre unthätige Lebensart erst noch in der Gefahr schweben, auf strafbare Abwege zu gerathen, und daran gehindert werden müssen, nämlich Müßiggänger, Bettler, arbeitsscheue Menschen, muthwillig und aus eigenem Verschulden vacirende Dienstbothen, und Leute die keinen ehrlichen Erwerb ausweisen können, werden in dieses Arbeitshaus auf unbestimmte Zeit abgegeben, dort zur Arbeit angehalten, durch Belehrung in der Religion und in den Pflichten des Menschen und Bürgers zur Erfüllung dieser Pflichten ermuntert, und so lange aufbewahrt werden, bis sie hinlängliche Proben ihrer Besserung abgelegt haben, und als nützliche Glieder der Gesellschaft wieder unbedenklich sich selbst überlassen werden können.

Mit dieſem Arbeitshaus wird auch einsweilen eine Corrections-Anſtalt für junge Leute beyderley Geſchlechts aus den gebildeteren Ständen verbunden, wo ſie in einſamen Gemächern, unter öffentlicher Aufſicht, von den betretenen Abwegen durch zweckmäßige Mittel wieder zurückgebracht, ihre Namen aber für immer auf das ſorgfältigſte verſchwiegen werden ſollen. Daher es Aeltern, Vormündern und Anverwandten, die ſolche verirrte junge Leute gegen Bezahlung dahin zu geben wünſchen, und die ſich deßwegen an den Hausverwalter zu wenden haben, frey ſteht, ihre zu beſſernden Zöglinge unter erdichteten Namen dort aufnehmen zu laſſen *). Dieſes

*) Hiebey iſt jedoch zu bemerken: daß ohne Einwilligung der Obervormundſchaft kein Vormünder einen Pupillen dahin geben darf; daß der wahre Name nur dem unteren Perſonale des Hauſes, nicht aber der Polizey und der Verwaltung verborgen bleiben darf, und endlich, daß die Polizey-Ober-Direktion vorher immer genau unterſucht, ob die Perſonen, welche Aeltern oder Vormünder dahin beſtimmen, wirklich geeignet ſind, ſo behandelt zu werden.

ganz neue Institut ist daher als kein Strafort anzusehen, sondern es ist im eigentlichen Verstande eine wohlthätige öffentliche Besserungsanstalt. Die Abgabe in dasselbe ist daher keine Entehrung, und dem Ausgetretenen kann um so weniger eine Makel ankleben, da einerseits kein Verbrecher, kein Sträfling aufgenommen, und andrerseits niemand aus dem Hause ohne die Ueberzeugung entlassen wird, an dem Ausgetretenen einen besseren Menschen, einen emsigen Bürger, einen brauchbaren Arbeiter der Gesellschaft wieder gegeben zu haben *).

Wahrhaftig, dieß sind zwey Institute, ganz den Bedürfnissen unsrer Zeit angemessen, und die eine wichtige Lücke in der Liste der Anstalten zum öffentlichen Wohl und zur öffentlichen Sicherheit ausfüllen **).

*) So drückt sich das über die Errichtung dieser Anstalten gegebene Manifest aus.

**) In den seit der Existenz dieses Arbeitshauses verflossenen ersten sechs Monaten, vom 1. October 1804 bis 1. April 1805 sind darin aufgenommen worden 253 Personen, sowohl männ-

XLIX.

Luxus.

Ohne auf den Luxus der älteren Nationen Rückſicht zu nehmen, klagt man neuerdings hauptſächlich ſeit ungefähr vierzig Jahren über dieſe moraliſche Epidemie des

---

lichen als weiblichen Geſchlechts. Sie wurden mit Flachs-Hecheln und Spinnen, mit Seidenſchwingen, Kämmen und Spinnen, mit Stricken und anderen weiblichen Arbeiten, mit häuslichen Verrichtungen, die Männer auch noch über das mit Ausübung erlernter Profeſſionen beſchäftiget. Außer dem Religions-Unterrichte wurde mehrern Leſen und Schreiben gelehrt. Während dieſer ſechs Monate ſind aus dieſer Anſtalt wieder 74 Perſonen ausgetreten; keines dieſer Entlaſſenen aber wurde ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern die Anſtalt ſorgte ſelbſt bey allen jenen, welche nicht in ihre vorherige Verſorgung zurücktraten, für einen anſtändigen Dienſt, oder einen anderen hinreichenden Erwerb. Sie wurden theils ihren Aeltern, Vormündern, Verwandten, Gatten oder Familien zurückgegeben; theils in Dienſte oder in die Lehre zu Profeſſioniſten gegeben; theils endlich in öffentlichen Verſorgungshäuſern untergebracht.

heutigen verfeinerten und überfeinerten Europa; und sonderbar! ohne eigentlich recht einig zu seyn, was Luxus sey, ohne genau bestimmen zu können, wo die Gränzpfähle eines vernünftigen, für das Ganze sogar wohlthätigen Prachtaufwandes stehen, und wo die Irrwege des verderblichen Luxus anfangen. Auch ist diese Bestimmung so leicht nicht, denn die Begriffe von Luxus sind sehr relativ: es kann ein Gegenstand für dieses Land, für diese Menschenklasse, für diese Familie, für dieses Individuum Luxus seyn, der es für jenes Land, für jene Klasse, für jenen Mann nicht ist, und so auch umgekehrt.

Nach so vielen mißglückten Definitionen des Luxus, will ich auch eine wagen, die aber ohne Zweifel ebenfalls mangelhaft ist. Mir scheint: „Luxus ist das Nothwendige im Entbehrlichen." — Alle Jahre neue Meublen im Hause; alle zwey Jahre einen neumodischen Wagen; sechs Pferde, wo zwey hinreichten; ausländische Getränke, Tücher ꝛc. wenn man im Lande selbst eben so gute und um gleichen Preis haben kann; jedes fremde Mode-Spiel-

zeug in Nippen, Putz-Läppereyen und solchen Tändeleyen, die im Augenblick ihrer Erscheinung viel kosten, und in acht Tagen wieder weggeworfen werden; in jede Gesellschaft ein neues Kleid; Perlenschnüre und brilliantne Rosen an den Hälsen der Fleischhackerinnen und Müllersweiber; Schmausereyen mit einer Fluth von zehnerley Weinen, und mit einer Last von Speisen, welche die Verdauungskräfte sämmtlicher Gäste wenigstens dreyfach übersteigt. .... Diese und ähnliche Dinge sind doch wohl unstreitig Auswüchse eines tollen, verderbenden Luxus.

Es ist noch nicht so gar lange, daß man selbst von wichtigen Männern behaupten hörte, der Luxus sey dem Staate im Ganzen nicht schädlich. Was liegt daran, sagten sie, ob A das Geld habe oder B? ob sich einige Familien und Gecken ruiniren? die Luristen befördern den Kunstfleiß, den Geldumlauf ꝛc. ꝛc. — Allein, nebstdem daß die Phantasieen des Luxus stets viel Geld aus dem Lande schleppen, sind dieselben immer auch ansteckend, erregen Neid, Eifersucht und neue Bedürfnisse: die

Dame Klaudia will keinen ſchlechteren Shawl haben, als die Dame Sempronia; Herr Cajus kann ſeinen Faſching nicht minder ſplendid geben, als Herr Livius. — Es fehlt jedoch am nöthigen Gelde; man wird allmählig weniger delikat über die Mittel ſich daſſelbe zu verſchaffen, und die ohnehin von allen Seiten durchlöcherte öffentliche Moralität bekömmt neue Riſſe. ...

Widerlich unter andern iſt der übertriebene Luxus in Livreen, der faſt alljährlich ſchreyender und zum Theil läppiſcher wird. Man ſieht Läufer, Kutſcher, Jäger, ſo ſchwer mit Gold und Silber bedeckt, daß die Kerle unter ihren Galla-Schabraken ordentlich ſchwitzen, und daß ihnen dieſelben recht läſtig werden, obſchon ſie aus plumper Eitelkeit ſich darin brüſten und bäumen wie geputzte Schlittenpferde. Ich habe immer meine eigene Meynung von einem Manne, der ſich etwas darauf zu gute thut, ſeine Lakaien und Stallknechte in einen Viertelzentner Silber oder Gold einzuwickeln. ——— Auch fällt mir dabey oft der bekannte Herzog von Choiſeul

ein, der in seiner ersteren armen Zeit auf die Livree seines Läufers gerade sein ganzes jährliches Einkommen verwandte, und dabey den doppelsinnigen Spaß machte: Ich habe stets die Summe meiner jährlichen Einkünfte voraus*).

L.

Die Gänseweide.

Welche große Stadt hat nicht ihre Gänseweiden? auf Bällen, Assembleen, Pikniks, Promenaden ꝛc. welch eine liebe Heerde von Gänsen und Gänslein weidet dort nicht Jahr aus, Jahr ein? allein von solchen ist hier die Rede nicht.

Unter der Vorstadt, genannt die Weißgärber, ist ein freyer grüner Platz, benamset die Gänseweide, vermuthlich weil er

*) J'ai toujours une année de mes révenus *devant* moi.

einſt wirklich eine Weide für dieſes Geflügel war. Aber ſchon ſeit Mannsgedenken hat dieſer Platz eine ſehr ernſthafte Beſtimmung: es iſt die Stätte, worauf die Kriminal-Urtheile der hieſigen Militär-Perſonen, die zum Tode ſind verdammt worden, exequirt werden, ſey es nun, daß ſie erſchoſſen oder mit dem Strange hingerichtet werden, wovon die erſtere Todesart für eigentliche militäriſche Verbrechen, als Inſubordination ꝛc. die zweyte aber für grobe Vergehungen anderer Art beſtimmt iſt.

Ein großer Dichter nennt die öffentlichen Hinrichtungen das Trauerſpiel für den Pöbel *). Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß es der Liebhaber von dieſem Trauerſpiele in Wien ſehr viele und ohne Aufhören giebt. — Im Sommer ſind die Exekutionen auf der Gänſeweide oft ſchon um vier Uhr Morgens; aber trotz dieſer frühen Stunde finden ſich die Dilettanten fleißig dabey ein. Auch giebt es in den Vorſtädten

*) La tragedie de la Canaille.

noch rechtliche Schuſter, Weber und Wäſcherinnen, die ſehr viel von Geiſtern und Geſpenſtern zu erzählen wiſſen, die um Mitternacht auf der Gänſeweide ſpucken.

Wenn alſo ein Fremder allenfalls auch mit einer ſpaßhaften Miene ſagen hört, daß N. N. den Spaziergang nach der Gänſeweide machen werde, ſo iſt die Sache keineswegs Spaß, denn es iſt immer der letzte Spaziergang *).

*) Seit ein paar Jahren ſind die militäriſchen Verbrecher faſt immer auf dem Glacis executirt worden. Für das Executions-Kommando iſt es ohne Zweifel bequemer, auf das nahe Glacis zu marſchieren. Da man aber den erſten Zivilverbrecher, der wieder mit dem Tode beſtraft worden iſt, außer den Linien aufgehenkt hat, ſo wird man vermuthlich auch die militäriſchen Verbrecher wieder in einer größeren Entfernung von der Stadt exequiren.

LI.

Kunstliebhaberey.

In dem Jahrzehend zwischen 1780 und 1790 vermehrten sich die Buchhändler und Büchertrödler in Wien ungewöhnlich stark, von Kunsthandlungen aber fand man nicht mehr als drey oder vier. — Seit einigen Jahren werden der Buchhandlungen weniger, der Kunsthandlungen mehr.

Einige Menschenbeobachter wollen aus dieser Erscheinung auf einen merkbaren Umschwung in der Denkart der Wiener schließen.

Die Künste sind bekanntlich Kinder der Muße und des Reichthums; sie wurden in Wien schon früher und eifriger geschätzt und geschützt als die Wissenschaften. Nur während einer kurzen Periode schienen diese einiges Uebergewicht über jene erhalten zu haben, allein dieser kleine Sieg war von kurzer Dauer. Auch hat Wien eine Akademie der Künste aber keine Akademie der Wissenschaften.

Gegen Einen Kenner und Gönner der Wisschaften aus den vornehmen und bemittelten

Ständen in Wien, findet man immer ein halbes Dutzend Kenner und Gönner der schönen Künste.

Geschieht dieses, weil es bequemer und weniger anstrengend ist, eine Reihe von Gemählden und Büsten anzusehen, und nach einer auswendig gelernten Theorie darüber zu sprechen? . . . . Schmeichelt es der Eitelkeit mehr, reichen und angesehenen Reisenden eine Sammlung von niedlichen Kunstwerken vorweisen zu können, als eine Sammlung von Büchern, und wovon man noch obendrein einen guten Theil selbst gelesen haben soll?

Einer der ersten Artikel im Gesetzbuch der Künste ist ja, nur die schöne Natur oder doch die Natur verschönert darzustellen. — Bücher müssen auch häßliche Gestalten und bittere Wahrheiten aufführen.

Da der Gang unsrer heutigen hohen Verfeinerung sich immer mehr zum Sinnlichen neigt als zum Geistigen, so ist ganz natürlich, daß die Künste, welche größtentheils nur die Sinne und die Einbildungskraft beschäf-

tigen, mehr Anhänger finden als die Wissenschaften.

Der vornehme Mann, und auch der plötzlich aufgeschossene Glückspilz, läßt sich wohl in Lebensgröße malen, und bezahlt für das Portrait tausend Thaler; für seine Charakteristik oder Biographie aber würde er (selbst wenn sie eben so sehr geschmeichelt wäre wie es die Portraite gewöhnlich sind) nicht so viele Groschen geben. — Darum findet man in Wien reiche Künstler, aber keinen reichen Litteratus, der es durch seine Arbeit geworden wäre.

Es ist eine bekannte Wahrheit, daß eine Nation bey sehr ausgebreitetem bloßen Kunstgeschmack und mitten unter Kunstschätzen sehr unwissend und abergläubisch bleiben könne, wozu wir die Belage nicht sehr in der Ferne suchen dürfen.

Indessen gehört die Kunst allerdings auch zu den Gegenständen, welche ein Volk zu bearbeiten hat, das auf eine gewisse Stufe von Kultur steigen will.

Wie gesagt, die Kunsthandlungen haben

ſich ſeit kurzem hier ſehr vermehrt; und ſichtbar iſt, daß man gegenwärtig beſonders in der Zeichnung und in allen Zweigen der Kupferſtecherey unendlich weiter vorgerückt iſt, als man es noch vor wenigen Jahren war. Ein Paar dieſer Kunſthandlungen arbeiten mit Eifer und Geſchmack daran, eine Reihe von vorzüglichen Gemälden mit großer Vollkommenheit in Kupfer ſtechen zu laſſen. Selbſt die ſeit kurzem hier erſchienenen Taſchenbücher und Almanachs beweiſen die Fortſchritte dieſer Künſte.

Man findet gegenwärtig auch eigene Gemälde- und Antiken-Handlungen in Wien, die ehedem nicht exiſtirten.

Ein ſonderbarer und ungerechter Eigenſinn der Kunſtliebhaber iſt doch dieſer, daß ſie die Werke lebender Künſtler ſtets weniger ſchätzen und bezahlen, als die Ueberbleibſel der Verſtorbenen. — Iſt dieß nicht ein eben ſo tadelhafter artiſtiſcher Aberglaube, wie jeder Aberglaube überhaupt? — Was ändert es an dem Gemälde, an der Statue, an der Zeichnung ꝛc. ob der Meiſter davon noch

unter uns herumwandelt, oder schon seit zwey Jahrhunderten bey seinen Vätern schlummert? . . . Man nennt schon jetzt mehrere hier lebende Künstler, deren Arbeiten siebenfach höher steigen werden, sobald ihre Augen auf immer geschlossen sind. Welche Inconsequenz!

Ich werde ohne Zweifel in der Welt der Dilettanten als eine Art von Ikonoklasten verdammt, wenn ich gestehe, daß ich, außer der Baukunst, die übrigen schönen Künste für ziemlich überflüssig halte; — daß es mir scheint, als ob (im Allgemeinen und les exceptions à part) Luxus, Langweile und Eitelkeit beynahe mehr Antheil an denselben nähmen, als wahre Kenntniß und Hochschätzung; — daß ich ein gutes Buch für viel schätzbarer achte als ein schönes Kunstwerk . . . . . Je nun! ich lasse das artistische Verdammungs-Urtheil geduldig über mich ergehen, und tröste mich in der Stille mit dem bekannten: Oportet esse haereses. —

LII.

Auslagen der Kaufleute.

Wohl dem, der bey dem blendenden Anblick aller dieser schimmernden und flimmernden Tausendkünsteleyen mit dem alten Philosophen zu sagen vermag: O wie viel kann ich entbehren*)!

Die Auslagen der Kaufleute nennt man hier jene Waaren, Fabrikate, Stoffe, Kleidungsstücke, Nippen, Schmuckartikel, Geschmeide, ꝛc. welche wegen ihrer besonderen Schönheit, Niedlichkeit, Neuheit, Kostbarkeit, Seltenheit ꝛc. die Augen der Vorübergehenden vorzüglich auf sich ziehen, und zum Einkauf reitzen können, weßwegen diese Siebensachen gewöhnlich in eigenen gläsernen Kästchen oder auch in freyer Luft vor den Kaufgewölben zur Schau gestellt werden.

Die anziehendsten dieser Auslagen sind die der Juweliers, der Goldarbeiter, Silberarbeiter, Galanteriehändler, der sogenannte

*) O, quantis non indigeo!

feinen Nürnbergerwaaren, der Seidengewölbe, und der sogenannten Currenthändler. Sie befinden sich in den besuchtesten Gegenden der Stadt: am Kohlmarkt, Graben, Stockimeisenplatz, der Körnerstraße, Bischofgasse, Singerstraße ꝛc.

Auf einen Fremden muß es einen wunderlichen Eindruck machen, wenn er diesen hundertfältigen Kram von Diamanten, Perlen, und zwanzigerley anderen Edelsteinen; alle die Dosen, Ketten, Etuis, Diademe, Arm- und Halsbänder, Kämme, Souvenirs, Bonbonbüchschen, Uhren, Ringe ꝛc. von Gold und Juweelen; diese großen Haufen von Silbergeschirre jeder Gattung, in allen Gassen zum Kauf ausgestellt erblickt, und dann im Handel selbst, beym Banquier und im Gasthofe, auf dem Markte und im Kaffehause, fast lauter Papiergeld findet. — Das Materiale ist da, aber um dem Luxus zu fröhnen, wird es in üppiges Geräthe verwandelt, statt es als das allgemeine Zeichen in Umlauf zu bringen. Der erstaunte Fremde kann in zwanzig Häuser kommen,

noch rechtliche Schuster, Weber und Wäscherinnen, die sehr viel von Geistern und Gespenstern zu erzählen wissen, die um Mitternacht auf der Gänseweide spucken.

Wenn also ein Fremder allenfalls auch mit einer spaßhaften Miene sagen hört, daß N. N. den Spaziergang nach der Gänseweide machen werde, so ist die Sache keineswegs Spaß, denn es ist immer der letzte Spaziergang *).

*) Seit ein paar Jahren sind die militärischen Verbrecher fast immer auf dem Glacis executirt worden. Für das Executions-Kommando ist es ohne Zweifel bequemer, auf das nahe Glacis zu marschieren. Da man aber den ersten Zivilverbrecher, der wieder mit dem Tode bestraft worden ist, außer den Linien aufgehenkt hat, so wird man vermuthlich auch die militärischen Verbrecher wieder in einer größeren Entfernung von der Stadt exequiren.

ſelbſt eben ſo niedliche Dinge verfertiget werden, wie man ſie ehemals nur aus der Ferne konnte kommen laſſen.

Es wird zwar auf mancherley Wegen noch vieles herein geſchwärzt, welches ſchlimm genug iſt, aber noch unausſtehlicher, daß ſich manch eitler Thor und manche eitle Thörin ſogar mit erbärmlicher Selbſtgefälligkeit rühmen, Kleider von geſchwärzter Waare zu tragen. — Dieſe Liebhabern von verbotenen Früchten dient zur Nachricht, daß manches für ausländiſch ausgegeben wird, ohne es zu ſeyn, um es ihnen deſto theurer aufzuhängen.

LIII.

Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte.

Die Namen Vater, Mutter, Gatte, waren ſonſt bey kultivirten Nationen ſüße Namen, und tönten lieblich im Ohre ihrer Angehörigen.

Woher es nun immer kommen mag: im heutigen vornehmen und vornehm thuenden Wien, ja ſogar beym Bürgerſtande ſind dieſe Benennungen unter die abgenützten Dinge geworfen, und werden von Tage zu Tage ſeltener. Nur ſo lange die Kinder noch in den Jahren ſind, wo ſie Papa und Mama zu ſagen pflegen, hört man dieſe Synonimen jener deutſchen Namen. Sobald aber die junge Brut ihre Kinderſchuhe ausgetreten hat, heißt der Vater: der alte Herr, die Mutter die alte Frau, und wenn die Gelbſchnäbel von beyden collective ſprechen, ſo heißen ſie die alten Leute. — Der alte Herr iſt heute wieder ſehr brummig!

ſagt der Herr Sohn. — Was die alte Frau auch für Kapricen hat! ſchnattert das naſeweiſe Töchterlein.

Die Benennungen: Gatte, Gemahl, Mann, ſind ebenfalls aus den vornehmeren Ständen verbannt. Der höhere Adel braucht ſchon gar keine andere Benennung als jene ſeines Ranges: Man rufe die Fürſtin! — Iſt der Graf ausgefahren? — ſprechen dieſe Eheleute eines von dem anderen. Der kleine Adel äfft ihnen hierin nach; die Frau von Onix ſagt niemals: mein Mann, mein Gemahl, ſondern der Onix trinkt Kaffe, der Onix geht ins Theater.

Als man neulich der Frau von Topas kondolirte, daß ihr Mann ſo übel ſey, deſſen naher Tod gewiß war, antwortete ſie: in der That, der Topas muß ſehr viel leiden!

Nulla viri cura — — —
— Vivit tanquam vicina marito. —

LIV.

Advokaten.

Es ist eine kitzliche Sache über die Söhne des heiligen Ivo *) zu sprechen, denn diese sind bey der Majorität des Publikums eben nicht mehr im besonderen Geruch der Heiligkeit, und dieß mit einigem Rechte, denn keine der übrigen Fakultäten hat das Aergerniß gegeben, öffentlich mit der Hölle in Bund zu treten, außer die Juristen; nur unter diesen hat der Teufel selbst einen legalen und perpetuirlichen Sachwalter gefunden **).

Scherz bey Seite! — Es ist unstreitig ein schöner und ehrenvoller Beruf, Jedem das Seinige zu verschaffen; das Unrecht abzuwehren; der Schikane die Larve abzureissen; zweifelhafte Rechte in ihrer Klarheit darzustellen; gekränkte Ehre zu retten und zu rá-

*) Der Schutzpatron der Juristen.

**) Der bekannte Advokat des Teufels (advocatus diaboli) in Rom.

unter uns herumwandelt, oder ſchon ſeit zwey Jahrhunderten bey ſeinen Vätern ſchlummert? . . . Man nennt ſchon jetzt mehrere hier lebende Künſtler, deren Arbeiten ſiebenfach höher ſteigen werden, ſobald ihre Augen auf immer geſchloſſen ſind. Welche Inconſequenz!

Ich werde ohne Zweifel in der Welt der Dilettanten als eine Art von Ikonoklaſten verdammt, wenn ich geſtehe, daß ich, außer der Baukunſt, die übrigen ſchönen Künſte für ziemlich überflüſſig halte; — daß es mir ſcheint, als ob (im Allgemeinen und les exceptions à part) Luxus, Langweile und Eitelkeit beynahe mehr Antheil an denſelben nähmen, als wahre Kenntniß und Hochſchätzung; — daß ich ein gutes Buch für viel ſchätzbarer achte als ein ſchönes Kunſtwerk . . . . . Je nun! ich laſſe das artiſtiſche Verdammungs-Urtheil geduldig über mich ergehen, und tröſte mich in der Stille mit dem bekannten: Oportet eſſe haereſes. —

LIV.

Advokaten.

Es ist eine kitzliche Sache über die Söhne des heiligen Ivo *) zu sprechen, denn diese sind bey der Majorität des Publikums eben nicht mehr im besonderen Geruch der Heiligkeit, und dieß mit einigem Rechte, denn keine der übrigen Fakultäten hat das Aergerniß gegeben, öffentlich mit der Hölle in Bund zu treten, außer die Juristen; nur unter diesen hat der Teufel selbst einen legalen und perpetuirlichen Sachwalter gefunden **).

Scherz bey Seite! — Es ist unstreitig ein schöner und ehrenvoller Beruf, Jedem das Seinige zu verschaffen; das Unrecht abzuwehren; der Schikane die Larve abzureissen; zweifelhafte Rechte in ihrer Klarheit darzustellen; gekränkte Ehre zu retten und zu rä-

*) Der Schutzpatron der Juristen.

**) Der bekannte Advokat des Teufels (advocatus diaboli) in Rom.

feinen Nürnbergerwaaren, der Seidengewölbe, und der sogenannten Currenthändler. Sie befinden sich in den besuchtesten Gegenden der Stadt: am Kohlmarkt, Graben, Stockimeisenplatz, der Körnerstraße, Bischofgasse, Singerstraße ꝛc.

Auf einen Fremden muß es einen wunderlichen Eindruck machen, wenn er diesen hundertfältigen Kram von Diamanten, Perlen, und zwanzigerley anderen Edelsteinen; alle die Dosen, Ketten, Etuis, Diademe, Arm- und Halsbänder, Kämme, Souvenirs, Bonbonbüchschen, Uhren, Ringe ꝛc. von Gold und Juweelen; diese großen Haufen von Silbergeschirre jeder Gattung, in allen Gassen zum Kauf ausgestellt erblickt, und dann im Handel selbst, beym Banquier und im Gasthofe, auf dem Markte und im Kaffehause, fast lauter Papiergeld findet. — Das Materiale ist da, aber um dem Luxus zu fröhnen, wird es in üppiges Geräthe verwandelt, statt es als das allgemeine Zeichen in Umlauf zu bringen. Der erstaunte Fremde kann in zwanzig Häuser kommen,

fangene Mann von gewöhnlicher Routine dieſen und jenen vorliegenden Fall mit ein paar Zeilen abgethan glaubt; laßt ihn aber mit gewiſſen Advokaten darüber in Verhandlung kommen: die werden ſogleich Zweifel, Anſtände, und Schwierigkeiten daraus entſtehen machen. Einige dieſer Herren ſind wie die weiland Prieſter in Aegypten: ſie haben eigene Hieroglyphen, wozu ſie allein die Schlüſſel beſitzen, und wodurch ſie die Angelegenheiten ihrer Klienten nach Belieben drehen und wenden.

Es iſt eine hiſtoriſch richtige Bemerkung, daß ſich unter den Advokaten zu allen Zeiten und bey allen Nationen vorzüglich turbulente Köpfe gefunden haben. Dieſes läßt ſich vielleicht daher erklären, weil ſie immer und ewig bereit ſeyn müſſen, über alles Streit anzufangen, mit jedermann Streit zu führen, und ſich von Amts wegen angewöhnen, immer Recht haben zu wollen. Es geht ihnen wie den Kampfhähnen in England, die ſo viel mit Knoblauch gefüttert werden, daß eine unauslöſchliche Streitſucht in ihnen gährt.

ſelbſt eben ſo niedliche Dinge verfertiget werden, wie man ſie ehemals nur aus der Ferne konnte kommen laſſen.

Es wird zwar auf mancherley Wegen noch vieles herein geſchwärzt, welches ſchlimm genug iſt, aber noch unausſtehlicher, daß ſich manch eitler Thor und manche eitle Thörin ſogar mit erbärmlicher Selbſtgefälligkeit rühmen, Kleider von geſchwärzter Waare zu tragen. — Dieſen Liebhabern von verbotenen Früchten dient zur Nachricht, daß manches für ausländiſch ausgegeben wird, ohne es zu ſeyn, um es ihnen deſto theurer aufzuhängen.

LV.

Der Kanal.

Der Nutzen von ſchiffbaren Kanälen iſt für jedes Land eine unbeſtrittene, augenſcheinliche Sache. In den öſtreichiſchen Staaten war wohl ſchon öfter von ſolchen Kanälen die Rede, es blieb aber auch immer bey der bloßen Rede. Vor zwanzig Jahren verfertigte ein Ingenieur dreyzehn hydrographiſche Karten von den Erbländern, und machte es ſichtbar, wie man theils durch die nach allen Richtungen gehenden Flüſſe, theils durch anzulegende Kanäle, alle dieſe Provinzen zu ihrem wechſelſeitigen Vortheil unter ſich ſelbſt verbinden, und ihnen dann auch die Gemeinſchaft mit dem adriatiſchen Meere, mit dem ſchwarzen Meere, und mit der Nordſee eröffnen könnte. Dieſe Karten verſprachen wahrſcheinlich gar zu viel, erregten eben dadurch Mißtrauen, und bewirkten erſt vor einigen Jahren den einzigen Verſuch, den kurzen Kanal in Ungarn von der Theiß durch

das Bacser Komitat gerade nach der Donau zu ziehen, statt den langen Umweg über Titul und Peterwardein zu nehmen, der auch gut gelungen ist, und, wie man hört, in vortheilhaftem Gange ist.

Der stets steigende Holzmangel machte endlich nothwendig, daß man für den ungeheuern Feuerungsbedarf von Wien auf einen Erwerb von anderen Brennmaterialien für diese Haupstadt denken mußte; man entdeckte Steinkohlen bey Wienerisch-Neustadt und Oedenburg, und ihre Herbeyschaffung erneuerte die Idee zur Anlegung eines Kanals in dieser Gegend. Merkwürdig dabey ist, daß ursprünglich bloß drey Partikuliers den Grund zu einer Kanalgesellschaft legten.

Nach eingezogenen Belehrungen und theueren Zubereitungen wurde im Jahre 1797 die Arbeit angefangen. Die erste Anlage dieses Kanals war einstweilen von Wien bis nach Neustadt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den Fortschritten der Unternehmung, theils weil sich einige dabey angestellte Hydrauliker mehr Einsicht in diesem hier noch unbe-

LIV.

Advokaten.

Es ist eine kitzliche Sache über die Söhne des heiligen Ivo *) zu sprechen, denn diese sind bey der Majorität des Publikums eben nicht mehr im besonderen Geruch der Heiligkeit, und dieß mit einigem Rechte, denn keine der übrigen Fakultäten hat das Aergerniß gegeben, öffentlich mit der Hölle in Bund zu treten, außer die Juristen; nur unter diesen hat der Teufel selbst einen legalen und perpetuirlichen Sachwalter gefunden **).

Scherz bey Seite! — Es ist unstreitig ein schöner und ehrenvoller Beruf, Jedem das Seinige zu verschaffen; das Unrecht abzuwehren; der Schikane die Larve abzureissen; zweifelhafte Rechte in ihrer Klarheit darzustellen; gekränkte Ehre zu retten und zu rä-

*) Der Schutzpatron der Juristen.

**) Der bekannte Advokat des Teufels (advocatus diaboli) in Rom.

lang und 4½ breit; sie tragen 600 Zentner, die von einem einzigen Pferde gezogen werden.

Im Jahre 1804 sind auf diesem Kanale 1715 Frachtschiffe gegangen; sie führten hauptsächlich Steinkohlen, Brennholz (über 9000 Klafter), Bau- und Dachziegel, Eßwaaren, Effekten von Privatleuten u. s. w. welches alles zusammen eine Ladung von 573 906 Zentnern ausmachte.

Da dieser Kanal nahe bey dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg vorbeygeht, und dieser Ort in der schönen Jahrszeit von den Wienern viel besucht wird, die Fuhrwerke dahin aber jetzt sehr theuer zu stehen kommen, so hat die Kanaldirektion ein eigenes Jachtschiff bauen lassen, welches in jeder Woche zu bestimmten Tagen dahin geht, und am nähmlichen Tage wieder zurückfährt; es geht in Wien um 6 Uhr Morgens, und in Laxenburg um 6 Uhr Abends ab; der Preis für eine Person für die Fahrt hin und her, ist 1 fl. Außer den bestimmten Tagen können Privatgesellschaften dieses Schiff ganz allein

zu ihrem Gebrauch für 18 fl. auf einen Tag haben.

LVI.

Leichter Sinn.

Leichter Sinn und Leichtsinn stammen zwar aus der nähmlichen Wurzel, tragen jedoch sehr verschiedene Früchte; auch geht der erste manchmal ganz leise und lieblich in den anderen über.

Leichter Sinn ist ein kostbares Geschenk der Natur, welches besonders bey unsern fast immer bedrängter werdenden Zeitumständen jedem ehrlichen Manne zu wünschen ist: er macht uns die Beschwerden und die trüben Stunden des Lebens mit mehr Gleichmuth ertragen; macht auch die unangenehmen Dinge von der erträglichern Seite ansehen; macht das Uebel, wenn es denn doch auf uns fällt, und überstanden ist, sobald als möglich wieder vergessen.

Wie die ſchwarze Lava eines Vulkans oft Weinberge, Fluren und Gärten betrübter Landleute verſchlingt: ſo verwüſtet der ſchwarze Fluß aus den Dintenfäſſern mancher Advokaten nicht ſelten Häuſer und Güter der betäubten Klienten.

Wahr iſt und bleibt das alte Sprichwort: Beſſer ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Und wenn man jemanden etwas Böſes wünſchen will, das mit einmal ſeine Heiterkeit, ſeine Ruhe, und ſein Vermögen untergrabe, ſo wünſche man ihm einen Prozeß.

Aber gerade in einem ſolchen Falle iſt dann wieder ein Advokat nöthig: — freylich. Dieſe Herren ſind alſo, was die Weiber in den Augen des bekannten griechiſchen Philoſophen waren: ein nothwendiges Uebel! —

fangene Mann von gewöhnlicher Routine dieſen und jenen vorliegenden Fall mit ein paar Zeilen abgethan glaubt; laßt ihn aber mit gewiſſen Advokaten darüber in Verhandlung kommen: die werden ſogleich Zweifel, Anſtände, und Schwierigkeiten daraus entſtehen machen. Einige dieſer Herren ſind wie die weiland Prieſter in Aegypten: ſie haben eigene Hieroglyphen, wozu ſie allein die Schlüſſel beſitzen, und wodurch ſie die Angelegenheiten ihrer Klienten nach Belieben drehen und wenden.

Es iſt eine hiſtoriſch richtige Bemerkung, daß ſich unter den Advokaten zu allen Zeiten und bey allen Nationen vorzüglich turbulente Köpfe gefunden haben. Dieſes läßt ſich vielleicht daher erklären, weil ſie immer und ewig bereit ſeyn müſſen, über alles Streit anzufangen, mit jedermann Streit zu führen, und ſich von Amts wegen angewöhnen, immer Recht haben zu wollen. Es geht ihnen wie den Kampfhähnen in England, die ſo viel mit Knoblauch gefüttert werden, daß eine unauslöſchliche Streitſucht in ihnen gährt.

Wie die ſchwarze Lava eines Vulkans oft Weinberge, Fluren und Gärten betrübter Landleute verſchlingt: ſo verwüſtet der ſchwarze Fluß aus den Dintenfäſſern mancher Advokaten nicht ſelten Häuſer und Güter der betäubten Klienten.

Wahr iſt und bleibt das alte Sprichwort: Beſſer ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Und wenn man jemanden etwas Böſes wünſchen will, das mit einmal ſeine Heiterkeit, ſeine Ruhe, und ſein Vermögen untergrabe, ſo wünſche man ihm einen Prozeß.

Aber gerade in einem ſolchen Falle iſt dann wieder ein Advokat nöthig: — freylich. Dieſe Herren ſind alſo, was die Weiber in den Augen des bekannten griechiſchen Philoſophen waren: ein nothwendiges Uebel! —

LV.

Der Kanal.

Der Nutzen von ſchiffbaren Kanälen iſt für jedes Land eine unbeſtrittene, augenſcheinliche Sache. In den öſtreichiſchen Staaten war wohl ſchon öfter von ſolchen Kanälen die Rede, es blieb aber auch immer bey der bloßen Rede. Vor zwanzig Jahren verfertigte ein Ingenieur dreyzehn hydrographiſche Karten von den Erbländern, und machte es ſichtbar, wie man theils durch die nach allen Richtungen gehenden Flüſſe, theils durch anzulegende Kanäle, alle dieſe Provinzen zu ihrem wechſelſeitigen Vortheil unter ſich ſelbſt verbinden, und ihnen dann auch die Gemeinſchaft mit dem adriatiſchen Meere, mit dem ſchwarzen Meere, und mit der Nordſee eröffnen könnte. Dieſe Karten verſprachen wahrſcheinlich gar zu viel, erregten eben dadurch Mißtrauen, und bewirkten erſt vor einigen Jahren den einzigen Verſuch, den kurzen Kanal in Ungarn von der Theiß durch

das Bacser Komitat gerade nach der Donau zu ziehen, statt den langen Umweg über Titul und Peterwardein zu nehmen, der auch gut gelungen ist, und, wie man hört, in vortheilhaftem Gange ist.

Der stets steigende Holzmangel machte endlich nothwendig, daß man für den ungeheuern Feuerungsbedarf von Wien auf einen Erwerb von anderen Brennmaterialien für diese Hauptstadt denken mußte; man entdeckte Steinkohlen bey Wienerisch-Neustadt und Oedenburg, und ihre Herbeyschaffung erneuerte die Idee zur Anlegung eines Kanals in dieser Gegend. Merkwürdig dabey ist, daß ursprünglich bloß drey Partikuliers den Grund zu einer Kanalgesellschaft legten.

Nach eingezogenen Belehrungen und theueren Zubereitungen wurde im Jahre 1797 die Arbeit angefangen. Die erste Anlage dieses Kanals war einstweilen von Wien bis nach Neustadt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den Fortschritten der Unternehmung, theils weil sich einige dabey angestellte Hydrauliker mehr Einsicht in diesem hier noch unbe-

kannten Baufache angemaßt hatten, als ſie wirklich beſaßen; hauptſächlich aber weil die faſt alljährlich in den Monaten Junius und Julius hier fallenden heftigen, und oft Wolkenbrüchen ähnlichen Regengüſſe dem unweit des Gebürgsrückens von Baden gezogenen Kanal wiederholte Verwüſtungen zuzogen.

Indeſſen war die Arbeit doch ſchon ſehr weit gediehen; um ſie mehr zu beleben, nahm der Kaiſer ſelbſt Antheil daran, entſchädigte in der Folge die erſten Unternehmer vollkommen für ihre ausgelegten Summen, und übernahm den Kanal ganz auf ſeine eigene Rechnung, der dann bald gänzlich vollendet, und im Jahre 1803 zum erſtenmal ordentlich befahren wurde.

Er geht gegenwärtig von Wieneriſch-Neuſtadt bis nach Wien, wo er unweit der St. Marxer-Linie durch die dortigen Vorſtädte bis auf das Glacis herunter läuft, und vor dem Stubenthore dicht an dem Invalidenhauſe das große Baſſin bildet, welches ſein Hafen iſt. Auf ſeiner ganzen Strecke hat er 52 Schleußen; die Schiffe ſind 72 Fuß

lang und 4½ breit; sie tragen 600 Zentner, die von einem einzigen Pferde gezogen werden.

Im Jahre 1804 sind auf diesem Kanale 1715 Frachtschiffe gegangen; sie führten hauptsächlich Steinkohlen, Brennholz (über 9000 Klafter), Bau- und Dachziegel, Eßwaaren, Effekten von Privatleuten u. s. w. welches alles zusammen eine Ladung von 573 906 Zentnern ausmachte.

Da dieser Kanal nahe bey dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg vorbeygeht, und dieser Ort in der schönen Jahrszeit von den Wienern viel besucht wird, die Fuhrwerke dahin aber jetzt sehr theuer zu stehen kommen, so hat die Kanaldirektion ein eigenes Jachtschiff bauen lassen, welches in jeder Woche zu bestimmten Tagen dahin geht, und am nähmlichen Tage wieder zurückfährt; es geht in Wien um 6 Uhr Morgens, und in Laxenburg um 6 Uhr Abends ab; der Preis für eine Person für die Fahrt hin und her, ist 1 fl. Außer den bestimmten Tagen können Privatgesellschaften dieses Schiff ganz allein

nate drüber. Aus Zufall oder aus Vorsatz bringt sie ein Dritter einmal zusammen. Vergessen ist die alte Animosität; man grüßt sich recht freundlich; man drückt sich die Hände; man spielt und soupirt zusammen, als ob gar nie etwas Widerliches vorgefallen wäre.

Die Dame Hortensia und die Dame Kamilla waren seit Jahren unzertrennliche Schwestern. Wie sich die eine putzte, staffirte sich die andere aus; sie waren wie die Sympathievögel: im Wagen, im Theater, auf dem Ball, auf der Promenade, immer eine neben der andern; eine zitirte den Geschmack, das Urtheil der anderen als das höchste Muster. — Es ist kein Zwist, kein Neid, keine Verhetzung, auch keine Liebesgeschichte dazwischen gekommen (die sonst in der Regel auch demantne Freundschaftsbande sprengt) und doch — — — seit einiger Zeit lebt Kamilla ohne Hortensia, und diese ohne jene; wenn sie in einer Gesellschaft zusammen kommen, grüßen sie sich nur wie ehemalige entfernte Bekannte, deren man sich kaum mehr erinnert.

Haß und Liebe; Freundſchaft und Feindſchaft; Anhänglichkeit und Abneigung; Bewunderung und Verhöhnung; Protection und Verfolgung, verlöſchen und vergeſſen ſich in Wien ſo leicht, ſo häufig, ſo plötzlich, wie ein ausgebranntes Feuerwerk.

Iſt dieß leichter Sinn, oder Leichtſinn?

Es war eine Zeit, wo ich mich manchmal gewaltig wunderte, daß eine Liebe, eine Freundſchaft, ein Umgang, die ſo innig geweſen, ſo lange gedauert hatten, mit einmal abgebrochen war. — — — Jetzt wundere ich mich manchmal eben ſo ſehr, daß eine Liebe, eine Freundſchaft, ein Umgang ſo lange beſteht! —

nate drüber. Aus Zufall oder aus Vorſatz bringt ſie ein Dritter einmal zuſammen. Vergeſſen iſt die alte Animoſität; man grüßt ſich recht freundlich; man drückt ſich die Hände; man ſpielt und ſoupirt zuſammen, als ob gar nie etwas Widerliches vorgefallen wäre.

Die Dame Hortenſia und die Dame Kamilla waren ſeit Jahren unzertrennliche Schweſtern. Wie ſich die eine putzte, ſtaffirte ſich die andere aus; ſie waren wie die Sympathievögel: im Wagen, im Theater, auf dem Ball, auf der Promenade, immer eine neben der andern; eine zitirte den Geſchmack, das Urtheil der anderen als das höchſte Muſter. — Es iſt kein Zwiſt, kein Neid, keine Verhetzung, auch keine Liebesgeſchichte dazwiſchen gekommen (die ſonſt in der Regel auch demantne Freundſchaftsbande ſprengt) und doch — — — ſeit einiger Zeit lebt Kamilla ohne Hortenſia, und dieſe ohne jene; wenn ſie in einer Geſellſchaft zuſammen kommen, grüßen ſie ſich nur wie ehemalige entfernte Bekannte, deren man ſich kaum mehr erinnert.

Haß und Liebe; Freundſchaft und Feindſchaft; Anhänglichkeit und Abneigung; Bewunderung und Verhöhnung; Protection und Verfolgung, verlöſchen und vergeſſen ſich in Wien ſo leicht, ſo häufig, ſo plötzlich, wie ein ausgebranntes Feuerwerk.

Iſt dieß leichter Sinn, oder Leichtſinn?

Es war eine Zeit, wo ich mich manchmal gewaltig wunderte, daß eine Liebe, eine Freundſchaft, ein Umgang, die ſo innig geweſen, ſo lange gedauert hatten, mit einmal abgebrochen war. — — — Jetzt wundere ich mich manchmal eben ſo ſehr, daß eine Liebe, eine Freundſchaft, ein Umgang ſo lange beſteht! —

LVII.

Fremde Sprachen.

Man ſpricht in Wien, neben dem Deutſchen, ſo vielerley fremde Sprachen, als man vielleicht außer einigen ſehr beſuchten Seeplätzen ſonſt in Europa nirgends hört.

Den erſten Rang unter den ausländiſchen Sprachen behauptet die franzöſiſche.

Der ſauertöpfiſche alte Kato jagte zu ſeiner Zeit alle griechiſchen Sprachmeiſter aus Rom. Griechiſche Sprache und Sitten waren damals gegen römiſche Sprache und Sitten ungefähr in eben dem Verhältniß, wie franzöſiſche Sprache und Sitten ſchon ſeit einem Jahrhundert gegen Sprache und Sitten Deutſchlands ſind. — Dem ungeachtet müſſen die griechiſchen Schönſprecher doch bald wieder an die Tiber zurück gekommen ſeyn, und all ihr vaterländiſches Weſen und Unweſen den Kindern des Romulus recht tief eingeimpft haben, denn Juvenal ſagt von den Römerinnen ſeiner Zeit:

„Es hält sich keine für schön, wenn sie sich nicht in ein griechisches Weibchen, in eine pure pute Athenienserin umgeschaffen hat. Alles geschieht nach griechischer Art: in dieser Sprache drücken sie Leid und Freude, Zorn und Kummer aus; in dieser nur schütten sie ihre Herzensgeheimnisse aus; was wollt ihr mehr? sie — — — *)"

Wenn nun auch die Damen von Wien hierin einiger Maßen den Damen von Rom zu Domitians Zeiten ähneln mögen, so bewahre mich doch der Himmel vor der Absurdität, die Grille des Murrkopfes Kato billigen, oder gar zur Nachahmung aufstellen, und insinuiren zu wollen, daß man die französischen Sprachmeister aus Wien jagen soll.

---

*) — — — non se putat ulla
Formosam, nisi quae de Tusca *graecula*
facta est,
De Sulmonensi mera Cecropis. Omnia *graece*:
Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia,
curas
Hoc cuncta effundunt animi Secreta; quid
ultra?
Concumbunt *graece*.

wie die Eloquenz eines heutigen römischen Cicerone zur Eloquenz des alten Marcus Tullius Cicero.

* * *

Das Englische wurde vor zwanzig Jahren auffallend stark gesprochen, da die nordamerikanischen Händel die Welt beschäftigten, und da eine zahlreiche Cotterie galanter Weiber eine eben so zahlreiche Kolonie junger stämmiger Britten ausschließend begünstigte. Jene Händel sind abgethan; die galante Cotterie ist grau geworden; die brittische Kolonie hat sich vermindert; und somit ist auch die Sprache viel seltener geworden.

Neugriechisch und illyrisch ist unter den vielen hiesigen Griechen und Raizen zu Hause, und wenn diese Nationen auch ihrer Geschäfte wegen andere Sprachen lernen, so sprechen sie doch immer mit Vorliebe ihre eigene.

Ungarisch, polnisch, böhmisch und kroatisch hört man wohl auch noch hie und da;

da ſich aber einerſeits die Regierung angelegen ſeyn läßt, die deutſche Sprache in jenen Ländern immer mehr zu verbreiten, und da jene Nationalen die Nothwendigkeit und die Vortheile der deutſchen Sprache mehr und mehr fühlen, ſo kommen auch dieſe Idiome allmählich in größere Abnahme.

LVIII.

Hofmeiſter. — Gouvernanten.

Es giebt zwey Gattungen von Hofmeiſtern in Wien: die einen ſind die Hofmeiſter der jungen Herren, auch Gouverneurs genannt; die anderen die Haushofmeiſter (maitres d'hôtel). Hier iſt nur von der erſten Gattung die Rede.

In den vorigen Zeiten, ehe noch die franzöſiſche Revolution die Welt mit ihrem Troß von Citoyens, Demokraten und Sansculotten überſchwemmt hatte, fand man in den Häuſern der Großen und Reichen faſt

durchaus keine anderen Gouverneurs als Franzoſen, die zum Theil entweder wirkliche Abbes waren, oder doch das ſchwarze Kleid trugen, obſchon ſie in Wahrheit oft nur Kammerdiener, Sprachmeiſter, Glücksritter geweſen ſind.

Es würde mich zu weit, und auf zu ernſthafte Dinge führen, wenn ich hier in Erinnerung bringen wollte, welche verfängliche Wirkungen dieſe ausländiſche Erziehung beym Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zum Theil in Deutſchland haben mußte — — — — — — — — — — genug, ich thue manchen jener ehemals in Deutſchland das Edukationsweſen treibenden franzöſiſchen Abbes wahrſcheinlich nicht gar großes Unrecht, wenn ich ſage, daß ſie — beym Lichte beſehen — ihren vornehmen Zöglingen ungefähr das lehrten, was man dem Lord Cheſterfield vorwarf, daß er durch ſeine berühmten Briefe ſeinem Sohn gelehrt habe: „die Manieren eines Tanzmeiſters und die Moral einer H—.“

Die besagte Revolution hat denn endlich glücklicher Weise die französischen Gouverneurs fast allgemein aus den hiesigen großen Häusern verbannt. An ihre Stelle sind Deutsche getreten, und es giebt darunter viele in jedem Betracht recht wackere, kenntnißreiche, biedere Männer, deren erste Sorge nicht mehr ist, die Sprossen der ansehnlichsten Familien ihr eigenes Vaterland verachten zu lehren, wie es jene Gallier thaten.

Allein manche dieser Hofmeister pflegen sich mitunter selbst etwas zu verziehen, während daß sie die ihnen übergebenen Kinder erziehen. Sie wohnen in Palläſten; fahren in schönen Kutschen; speisen mit ihren hohen Patronen; kommen in Assembleen, auf Bälle, zu glänzenden Landparthien, zu Jagden u. s. w. wo dann wohl gelegenheitlich ein Minister, eine Gräfinn, ein General, oder was etwan sonst noch zur Sippschaft der hohen Zöglinge gehört, ein paar Worte mit dem Hofmeister sprechen, ihm ein Kompliment über sein pädagogisches Talent machen, ihn auch sonst auf der Promenade oder

aus dem Wagenfenſter mit einem gnädigen Kniks oder Lächeln beehren. Das greift den Meiſter Orbil nicht wenig an; er wird hochherzig, er glaubt bald ſelbſt zur erlauchten Familie zu gehören, und ſpielt von nun an den Kavalier. Er ſteigt mit vornehmer Miene in den Wagen, liegt mit ſtrahlender Selbſtgenügſamkeit in demſelben, und läßt ſich neben ſeinen ehemaligen Freunden vorbeyrollen, ohne ſie mehr zu kennen.

Am drolligſten iſt es, wenn ſich zwey oder drey ſolcher Menſchenbildner auf einem öffentlichen Spaziergang treffen, und dann ihre geſammte Heerde von Barons, Comtes, Princes ꝛc. vor ſich her treiben: wie ſie da mit wichtiger Miene und Ton zuſammen ſprechen, niemanden kennen und grüßen als Nobleſſe, wie ſie die Worte: „ich ſtellte dem Grafen vor" — „die Fürſtinn war geſtern bey uns" — „der Präſident ſagte mir" — immer recht laut erſchallen laſſen, damit die Vorübergehenden es ja hören mögen.

Dieſe Herrlichkeit dauert indeſſen nicht gar lange. Der Zögling hat ſeine ſogenannten

Studien vollendet, und der Hofmeiſter iſt nun überflüſſig. Ehedem war es in den hieſigen großen Häuſern ſehr gewöhnlich, den Hofmeiſtern lebenslängliche Penſion zu geben, und mancher erwarb ſich allmählig zwey bis drey derſelben, womit er dann bequem lebte. Dieſe Freygebigkeit iſt jetzt äußerſt ſelten; ſtatt derſelben empfiehlt man ſie entweder in ein anderes Haus, oder man giebt ihnen ein Aemtchen auf den herrſchaftlichen Gütern, oder man fertigt ſie mit einem Stück Geld als mit einer Gratification einmal für allemal ab. Sie verlaſſen dann freylich ungern das glänzende Haus, ziehn in ein ſchlichtes Stübchen im vierten Stockwerke, kommen noch manchmahl zu Tiſche zu ihrem vorigen Patron, merken aber bald, daß ſich die Umſtände geändert haben, und bleiben dann von ſelbſt weg.

Iſt der hohe Patron Chef bey einer Landesſtelle, ſo ſucht er ſeinen Hofmeiſter dort unterzubringen, und girirt ihn alſo zur künftigen Verſorgung an den Staat.

* * *

Gleiches Schlags mit den Hofmeistern waren denn ehemals auch die Gouvernanten: alles vom Ufer der Seine, der Loire oder der Rhone. Wenig Gutes; großentheils Kammerjungfern, Putzmacherinnen, verlebte Theatermädchen, und oft noch etwas Schlimmeres. Monsieur l'Abbé und la Bonne verstanden sich dann gewöhnlich so gut zusammen, wußten so gut zu intriguiren, und sich so nothwendig zu machen, daß sie nach Umständen das ganze Haus dirigirten, oder einen ewigen Zwiespalt in demselben unterhielten. Kaiser Joseph der Zweyte hatte bey der Errichtung des Mädchen-Pensionats hauptsächlich auch zur Absicht, die ausländischen Gouvernanten entbehrlich zu machen, und inländische Mädchen für diesen Posten zu bilden. Auch haben schon einige dieser Pensionistinnen mit Beyfall in guten Häusern die Stellen von Gouvernanten angetreten; doch scheint es bis jetzt noch nicht, als ob man sich allgemein von den exotischen Erzieherinnen losmachen wollte.

LIX.

Schulgelder.

Auf den protestantischen Universitäten und andern Lehranstalten, auch auf mehreren Universitäten im katholischen Deutschlande, waren die Schulgelder schon seit alten Zeiten eingeführt. Im östreichischen Staate hingegen war ehedem der öffentliche Unterricht auf hohen und niederen Schulen gänzlich frey. Erst im Jahre 1787 führte Kaiser Joseph der Zweyte Kollegiengelder und Schulgelder ein, und seine beyden Nachfolger in der Regierung haben diese Auflage auf die Gelehrsamkeit nicht wieder aufgehoben.

Hier ist unser litterarischer Steuerfuß:

Trivialschule, jährlich . .	3 Fl.
Normalschule	10 —
Gymnasienschulen . . .	12 —
Philosophischer Kurs . . .	18 —
Juridischer	30 —
Mediciniſcher	30 —

* * *

Gleiches Schlags mit den Hofmeistern waren denn ehemals auch die Gouvernanten: alles vom Ufer der Seine, der Loire oder der Rhone. Wenig Gutes; großentheils Kammerjungfern, Putzmacherinnen, verlebte Theatermädchen, und oft noch etwas Schlimmeres. Monsieur l'Abbé und la Bonne verstanden sich dann gewöhnlich so gut zusammen, wußten so gut zu intriguiren, und sich so nothwendig zu machen, daß sie nach Umständen das ganze Haus dirigirten, oder einen ewigen Zwiespalt in demselben unterhielten. Kaiser Joseph der Zweyte hatte bey der Errichtung des Mädchen-Pensionats hauptsächlich auch zur Absicht, die ausländischen Gouvernanten entbehrlich zu machen, und inländische Mädchen für diesen Posten zu bilden. Auch haben schon einige dieser Pensionistinnen mit Beyfall in guten Häusern die Stellen von Gouvernanten angetreten; doch scheint es bis jetzt noch nicht, als ob man sich allgemein von den exotischen Erzieherinnen losmachen wollte.

LIX.

Schulgelder.

Auf den protestantischen Universitäten und andern Lehranstalten, auch auf mehreren Universitäten im katholischen Deutschlande, waren die Schulgelder schon seit alten Zeiten eingeführt. Im östreichischen Staate hingegen war ehedem der öffentliche Unterricht auf hohen und niederen Schulen gänzlich frey. Erst im Jahre 1787 führte Kaiser Joseph der Zweyte Kollegiengelder und Schulgelder ein, und seine beyden Nachfolger in der Regierung haben diese Auflage auf die Gelehrsamkeit nicht wieder aufgehoben.

Hier ist unser litterarischer Steuerfuß:

Trivialschule, jährlich . .	3 Fl.
Normalschule	10 —
Gymnasienschulen . . .	12 —
Philosophischer Kurs . . .	18 —
Juridischer	30 —
Mediciniſcher	30 —

Verwendung auszeichnen, aber zu arm sind, um ohne fremde Unterstützung ihre Studien in die höheren Klassen fortzusetzen. Diese Stipendisten sind dann auch von Bezahlung der Schulgelder befreyt.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist also die Einführung jener Schultaxen der wahren Kultur der Wissenschaften eher nützlich als nachtheilig.

Auch könnte man allenfalls in Anschlag bringen, daß man selbst für den Unterricht in den gemeinsten und niedrigsten Gewerken und Handthierungen Lehrgeld bezahlen muß.

Es gab eine Zeit, wo ein Mann, der lesen, und vollends einer der schreiben konnte, ein so seltner Vogel war, daß man ihn bloß dieser hohen Wissenschaften wegen selbst von der verdienten Todesstrafe lossprach. Die Sachen haben sich zwar in diesem Puncte zum Erstaunen geändert, und schon seit lange scheint es, daß Kultur und Wissenschaften zu mächtig und zu allgemein über ganz Europa verbreitet seyen, als daß dieser Welttheil wieder in eine wirkliche Barbarey

zurück fallen könnte. Dieſe Meinung möchte jedoch ſo ganz richtig nicht ſeyn. Erinnern wir uns doch nur an dasjenige, was ſo ganz neu in Frankreich vorgefallen iſt; bey dieſer Nation, wo die Kenntniſſe am populärſten, die Wiſſenſchaften auf dem höchſten Grade, die Verfeinerung allumfaſſend war. Wie hat ſich hier in wenigen Jahren alles dieſes von einem Extrem auf das entgegengeſetzte geſtürzt! — War nicht ſchon nach ſieben bis acht Revolutionsjahren Rohheit, Wildheit und Unwiſſenheit allgemein? — Hätte ſich die ſansculottiſche Kulturſcheue und der Robespierſche Vandalismus nur eine halbe Generation aufrecht erhalten, ſo waren die Gallier wieder ungefähr ſo, wie ihre Vorväter zu den Zeiten des Brennus. — — — Haben uns nicht alle Reiſende einhellig beſtättiget, daß während der demokratiſchen Wuth die Kinder in Frankreich, welche eben in die Jahre des Unterrichts traten, gänzlich ohne Bildung, ohne Moral, ohne Religion, ohne Begriffe von Pflicht, Recht und Tugend, ohne alles Sit-

tengefühl, gerade wie junge Irokesen aufwuchsen, die zwar Flinten laden, Schanzkörbe flechten und Sturmlaufen lernten, aber das A B C. nicht kannten?

LX.

Der Theaterwagen.

Die Theologie, Moral und Philosophie, stellen sehr schwere und eindringliche Sentenzen auf, um uns die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge einzuprägen; um uns zu beweisen, daß alles hienieden nur flüchtiger Komödiantand, Schattenspiel an der Wand, und leerer Prunk einer Zauberlaterne sey, die bald erlöschen, und weiter nichts als ein lamentables Chaos übrig lassen wird.

Mich erinnert — aber auf eine komische Art — an jene Nichtigkeit, an das allgewaltige Leere und Flüchtige alles dessen, was un-

ter Sonne, Mond und Sternen vorgeht, noch obendrein der theatralische Dekorations-Wagen, der jeden Morgen bey meinem Fenster vorbey zieht.

Der Zufall hat beyde Theater der Stadt Wien an die südliche Extremität derselben gestellt, so daß eines von dem andern nur ungefähr 500 Schritte entfernt ist*). Da die nämlichen Dekorationen für beyde Bühnen passen und gebraucht werden müssen, so werden sie alltäglich auf einem langen, eigens kunstmäßig dazu verfertigten Wagen von einer zu anderen geschleppt, je nachdem es die Abends zu gebenden Stücke eben erfordern.

*) Diese Theater haben die ungünstige Lage, daß jedes derselben dicht an einem Stadtthore steht, wo folglich immer eine starke und lärmende Passage ist, besonders im Sommer, wenn man der Hitze wegen die Fenster öffnet; ein paar Postzüge, oder ein halbdutzend Fiacker, die oft schnell hintereinander durch das nahe Thor fahren, stampfen oder rasseln die schönste Arie in der Oper, die rührendste Stelle im Drama weg.

Gestern, wie herrlich stand alles da in der hohen Tragödie, oder im herzenschmelzenden Drama, beym betrügerischen Schimmer der Lampen, daß man sich leibhaft versetzt glaubte in eine erhabnere Welt! — Und heute! welch ein poßierliches Gemengsel der Dinge rüttelt sich auf diesem Wagen durch einander, alles Zaubers entkleidet durch das unbestechliche Licht des Tages! — — So ungefähr muß die zerschmetterte Welt am jüngsten Tage im Großen aussehen, wie man sie hier in Migniatur erblickt! ... Trümmer von Tempeln und Pallästen, mit Bäumen, Bergen und Felsmassen verworren; Thronen und Strohdächer! Altäre und Toilletten; Sonnen von Rauschgold, papierne Kolosse und hölzerne Kastelle; die Leyer des Apoll, und der Vogelbauer des Papageno; die Strickleiter aus der Schachmaschine, und der Strohkranz der Ophelia; die Sklavenkette des Regulus, und das Receptbuch des Barbier Lux; die Schlangen der Kleopatra, und das Marmottenkästchen der beyden Savoyarden; der

Baum der Diana, und das Wasserfaß des Mikeli, drängen hier eines das andere.

Auch liegen da die rauschenden Wellen des mächtigen Oceans, getrieben am hölzernen Spieße wie magere Poularden; die lieblichen Wasserfälle von Silbertock, welche knarren wie ungeschmierte Wagenräder; die Höllenrachen von Pappendeckel, wodurch die Teufel mit seidenen Strümpfen ihre Salto mortale machen. — — Die ergrimmten Jupiters, welche gestern Blitze und Donnerkeile auf die zitternden Großen und Reichen der Erde schleuderten, sitzen heute als ermüdete Tagelöhner auf diesem Wagen neben den blechernen Kolofonium-Büchsen (ihren Blitzmagazinen) und kauen dürftig an einem Stück harten Kommißbrod! — — — Vanitas Vanitatum!

Es existiren noch andere eigene Theaterwagen, welche alltäglich die lebendigen Decorationen (jedoch nur weiblichen Geschlechts) zur Bühne führen. Der Triumvir Antonius, der Czar Peter, und der Herzog Albrecht, so wie Zevs, Bacchus und Herkules, müssen zwar zu Fuße nach dem Schauspielhau-

se wandern; aber Kleopatra, Chatinka und Agnes Bernauerin, nebst ihren Zofen, auch Juno, Ariadne und Alceste, werden dorthin kutschirt.

Man sagt, das Holz zu diesen Wagen sey nicht im Hayn des Tempels der Eintracht gewachsen! —

LXI.

Das Zuchthaus.

Zur Garnitur einer vollständigen Staatsmöblirung für unser stets in der Vervollkommnung fortschreitendes Adamsgeschlecht, gehört nebst den übrigen Werkzeugen der Justitia coërcitiva — als da sind Fesseln, Kerker und Galgen — auch ein wohl organisirtes Zuchthaus, um darin die Schurken von minderer Bedeutsamkeit aufzubewahren, welche sich sonst zum Geschäft machten, die wohlthätige Urkunde des Contract Social von Zeit zu Zeit zu durchlöchern.

Das hiesige Zuchthaus liegt in der Leopoldstadt, und hat in der Aufschrift den ausdrucksvollen lateinischen Namen Disciplinarium *). Es kommen nach vollendetem Inquisitions-Prozesse hieher theils Kriminal-Verbrecher, theils Leute, die sich schwerer Polizey-Uebertretungen schuldig gemacht haben, entweder auf Lebenslang, oder auf bestimmte Zeit.

Womit sie ihre Verbrechen zu büßen haben, könnten sie sogleich beym Eintritt in das Haus lesen, wenn man es nicht, nach dem Geist der damaligen Zeit, in lateinischer Sprache geschrieben hätte: Labore et Fame; welches man denn wohl verdeutschen könnte und sollte: Durch Arbeit und Hunger; wozu bey gröberen Delinquenten nach Umständen auch Verberibus (durch Schläge) ein Beysatz gemacht wird.

Alles, was im Hause nöthig ist, muß von

*) Imperante Leopoldo et Consule Daniele Lazaro Springer S. C. M. C. Disciplinarium hoc S. P. Q. V. erexit 1673.

exemplariſcher Menſchenfreundlichkeit, ja ſogar mit theilnehmender Sorgfalt behandelt.

LXII.

Der Todtenwagen.

Da kömmt er, der lange ſchwarze Kaſten, in dem wir unſere letzte Fahrt machen! — Er iſt Pirutſch, Baſtard, Schwimmer, Kaleſche, Fiacker und Galawagen, alles was man will, ſo wie der Sarg, worin wir ihn beſteigen, Sommerkleid und Winterkleid, Neglige und Staatskleid iſt. — — Die Roſſe, mit denen dieſes dumpfe Räderhaus beſpannt iſt, ſind jedoch nicht jene ſchnaubenden, unbändigen, alles um ſich her niederſtampfenden Hengſte, wie ſie die Dichter und Mahler an den Triumphwagen des Erde-Entvölkerers ſpannen, ſondern ein paar magere, langſam dahin ſchleichende Wallachen, bald ſelbſt ihrer Auflöſung nahe, ſo wie auch der eingeſchrumpfte, abgelebte, ganz in

Schwarz gehüllte Kutscher, der die Miene hat, von dem Bock bald selbst in den Wagen steigen zu müssen.

Wer bey seinem Tode bedauert seyn will, der muß in keiner großen Stadt sterben. — Der stündlich in allen Gestalten herum wandelnde Sensenmann, dieser alte Ueberall, verliert durch seine tägliche Erscheinung hier vieles von seinem Schrecklichen; man familiarisirt sich mit ihm; man sieht seine Opfer mit Gleichmuth an: und die Sache beym Lichte besehen, weiß ich nicht, ob wir dadurch verliehren.

Wir kennen in der Geschichte mehrere große Männer, welche scherzend gestorben sind. Bey seinem Tode zu scherzen, ist nun zwar nicht jedermann gegeben, ist auch nicht nöthig; aber eine unvermeidliche Sache mit Standhaftigkeit und Resignation erwarten, ist männlich und vernünftig. Ludwig der Vierzehnte, der unstreitig alle irdischen Freuden und alle Erdengröße in sich vereinigt hatte, war bey seinem Tode so gelassen, daß er ein paar Minuten vor demselben sagte: ich hatte

exemplariſcher Menſchenfreundlichkeit, ja ſogar mit theilnehmender Sorgfalt behandelt.

LXII.

Der Todtenwagen.

Da kömmt er, der lange ſchwarze Kaſten, in dem wir unſere letzte Fahrt machen! — Er iſt Pirutſch, Baſtard, Schwimmer, Kaleſche, Fiacker und Galawagen, alles was man will, ſo wie der Sarg, worin wir ihn beſteigen, Sommerkleid und Winterkleid, Neglige und Staatskleid iſt. — — Die Roſſe, mit denen dieſes dumpfe Räderhaus beſpannt iſt, ſind jedoch nicht jene ſchnaubenden, unbändigen, alles um ſich her niederſtampfenden Hengſte, wie ſie die Dichter und Mahler an den Triumphwagen des Erde-Entvölkerers ſpannen, ſondern ein paar magere, langſam dahin ſchleichende Wallachen, bald ſelbſt ihrer Auflöſung nahe, ſo wie auch der eingeſchrumpfte, abgelebte, ganz in

Schwarz gehüllte Kutſcher, der die Miene hat, von dem Bock bald ſelbſt in den Wagen ſteigen zu müſſen.

Wer bey ſeinem Tode bedauert ſeyn will, der muß in keiner großen Stadt ſterben. — Der ſtündlich in allen Geſtalten herum wandelnde Senſenmann, dieſer alte Ueberall, verliert durch ſeine tägliche Erſcheinung hier vieles von ſeinem Schrecklichen; man familiariſirt ſich mit ihm; man ſieht ſeine Opfer mit Gleichmuth an: und die Sache beym Lichte beſehen, weiß ich nicht, ob wir dadurch verliehren.

Wir kennen in der Geſchichte mehrere große Männer, welche ſcherzend geſtorben ſind. Bey ſeinem Tode zu ſcherzen, iſt nun zwar nicht jedermann gegeben, iſt auch nicht nöthig; aber eine unvermeidliche Sache mit Standhaftigkeit und Reſignation erwarten, iſt männlich und vernünftig. Ludwig der Vierzehnte, der unſtreitig alle irdiſchen Freuden und alle Erdengröße in ſich vereinigt hatte, war bey ſeinem Tode ſo gelaſſen, daß er ein paar Minuten vor demſelben ſagte: ich hatte

LXIII.

Die barmherzigen Brüder.

Ihr Stifter iſt bekanntlich der heilige Johann von Gott (Johannes de Deo), ein Mann, der ganz andere Begriffe von frommen Stiftungen muß gehabt haben, als Bruno und Bouthilier de Rance, die Stifter der menſchenſcheuen Karthäuſer und Trappiſten.

Das Kloſter und Spital der hieſigen barmherzigen Brüder liegt in der Leopoldſtadt; es ſteht in Verbindung mit mehrern Klöſtern dieſes Ordens in Oeſtreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Steyermark, die allenthalben auch ihre Spitäler haben, und beym Schluſſe jedes Jahrs eine allgemeine Liſte der Kranken drucken laſſen, die in ihre Pflege gekommen, und wieder hergeſtellt worden, oder den Weg alles Fleiſches gegangen ſind. Das hieſige Spital iſt indeſſen das zahlreichſte; die Aufnahme in demſelben beträgt alljährlich ungefähr zwiſchen 700 und

In der Stadt

Erſte Klaſſe	66 fl.	48 kr.
Zweyte —	37 —	6 —
Dritte —	8 —	56 —

In den Vorſtädten

Erſte Klaſſe	27 fl.	49 kr.
Zweyte —	20 —	57 —
Dritte —	7 —	16 —

Bey dieſer Summe iſt der Fuhrlohn für den Todtenwagen ſchon mit einbegriffen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bey dieſen höheren oder minderen Taxen, die von der Willkühr der bemittelten Sterbenden abhangen, mehr und minder Geläute und übriges Todtengepräng iſt.

Die Viles animae der ganz Armen werden hier, ſo wie überall, ohne Sang und Klang zur Ruhe gebracht.

Es gereicht der Stadt Wien allerdings zur Ehre, daß ſie beynahe die erſte war, welche ihre Begräbniſſe, ferne von den Lebendigen, auf das freye Feld hinaus verlegte. — Erſt ſeit ein paar Jahren geſchieht in andern berühmten Hauptſtädten, was hier ſchon ſeit einem Vierteljahrhundert im Gange iſt.

LXIII.

Die barmherzigen Brüder.

Ihr Stifter iſt bekanntlich der heilige Johann von Gott (Johannes de Deo), ein Mann, der ganz andere Begriffe von frommen Stiftungen muß gehabt haben, als Bruno und Bouthilier de Rance, die Stifter der menſchenſcheuen Karthäuſer und Trappiſten.

Das Kloſter und Spital der hieſigen barmherzigen Brüder liegt in der Leopoldſtadt; es ſteht in Verbindung mit mehrern Klöſtern dieſes Ordens in Oeſtreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Steyermark, die allenthalben auch ihre Spitäler haben, und beym Schluſſe jedes Jahrs eine allgemeine Liſte der Kranken drucken laſſen, die in ihre Pflege gekommen, und wieder hergeſtellt worden, oder den Weg alles Fleiſches gegangen ſind. Das hieſige Spital iſt indeſſen das zahlreichſte; die Aufnahme in demſelben beträgt alljährlich ungefähr zwiſchen 700 und

Kranken (für eine mäßige Erkenntlichkeit) in Privathäuser kommen.

Nebst den in ihrem Kloster Verpflegten, theilen die barmherzigen Brüder auch medicinischen Rath, Recepte und Arzeneyen an hausarme Kranke, besonders in ihrer Nachbarschaft, unentgeldlich aus.

Bey all dieser wohlthätigen Praxis kann man den ehrwürdigen Söhnen des heiligen Johann von Gott schon die Inschrift verzeihen, welche sie an dem Frontispitz ihres Klosters haben, und welche sowohl in Betreff ihres Inhalts, als in Rücksicht auf die seyn sollende Poesie etwas sonderbar lautet.

Hier ist sie:

Hic est Ordo approbatus,
In Charitate fundatus,
Non a Sanctis fabricatus,
Sed a Solo summo Deo.

Man sieht, daß das vierte atus mangelt, welches jedoch in der darunter stehenden deutschen Uebersetzung am Reim ergänzt ist.

tals der barmherzigen Brüder ein eigenes Reconvalescentenhaus, welches in der Vorstadt Landstraße, in einer erhöhten, sehr gesunden Gegend liegt, einen großen erquickenden Garten und andere gute Einrichtungen für Wiedergenesende hat. Viele derselben werden denn von Zeit zu Zeit hierher gebracht, um im Spitale selbst eher und mehr Platz für neu eintretende Kranke zu gewinnen.

Die Zahl der hiesigen barmherzigen Brüder beläuft sich ungefähr auf fünfzig. Unter diesen sind nur so viele Priester, als zum gemeinschaftlichen Gottesdienst, und zur geistlichen Besorgung der katholischen Kranken nöthig ist. Verlangt ein Protestant den Prediger seiner Konfession, so wird derselbige in das Kloster gerufen, und steht seinem Glaubensgenossen bey.

Die übrigen Ordensglieder sind Layen, alle mehr oder minder in der Arzeneykunde, Apothekerkunst, Wundarzeneykunde und Krankenwärterkunst geübt. In Betracht der Fertigkeit, welche sie in der letzteren besitzen, läßt man sie auch sehr oft zu besonders schwer

Kranken (für eine mäßige Erkenntlichkeit) in Privathäuser kommen.

Nebst den in ihrem Kloster Verpflegten, theilen die barmherzigen Brüder auch medicinischen Rath, Recepte und Arzeneyen an hausarme Kranke, besonders in ihrer Nachbarschaft, unentgeldlich aus.

Bey all dieser wohlthätigen Praxis kann man den ehrwürdigen Söhnen des heiligen Johann von Gott schon die Inschrift verzeihen, welche sie an dem Frontispitz ihres Klosters haben, und welche sowohl in Betreff ihres Inhalts, als in Rücksicht auf die seyn sollende Poesie etwas sonderbar lautet.

Hier ist sie:

Hic est Ordo approbatus,
In Charitate fundatus,
Non a Sanctis fabricatus,
Sed a Solo summo Deo.

Man sieht, daß das vierte atus mangelt, welches jedoch in der darunter stehenden deutschen Uebersetzung am Reim ergänzt ist.

terricht in der Technologie.“ Hier erzählt uns Hr. Pujoulx, „daß im republikaniſchen Lyceum vor zwey Jahren (alſo im Jahr 1799) die erſten Vorleſungen über Technologie ſeyen gehalten worden; daß dieſelben noch guten Fortgang haben, und daß er ſich gar nicht wundere, daß beſonders die Ausländer (les etrangers ſurtout) die größte Aufmerkſamkeit auf dieſe Vorleſungen verwenden, und mit einem lebhaften Intereſſe die Entwickelung der Künſte anhören, welche zum induſtriellen Reichthum der Staaten beytragen.“

Dieß möchte noch hingehen, obſchon man über die erſten technologiſchen Vorleſungen im Jahre 1799, und über die étrangers ſurtout, welche nach Paris wallfahrten, um dort dieſe neue Wiſſenſchaft zu holen, mit Fug und Recht hellauf lachen dürfte; aber nun höre man, was uns Hr. Pujoulx weiter Neues ſagt.

„Man hat mich verſichert, daß die Deutſchen den Verſuch gemacht haben, ebenfalls technologiſche Vorleſungen auf irgend

einer ihrer Univerſitäten einzuführen, daß man aber wegen der Schwierigkeit, ſich gute Profeſſoren zu verſchaffen, auf den Wunſch habe Verzicht thun müſſen, ſolche Profeſſoren dort anzuſtellen *)."

Dieſes findet auch Hr. Pujoulx ganz natürlich: „denn (fährt er fort) man begreift wohl, daß technologiſche Vorleſungen einiges Intereſſe nur in einem Lande haben können, wo der Profeſſor und die Zuhörer die Künſte und Gewerke, welche in der Technologie beſchrieben werden, ſtets vor Augen haben können." — Atqui, hätte Hr. Pujoulx fortfahren mögen, dieſe Künſte und Gewerke kann man nur in Paris vor Augen haben. — Ergo laſſen ſich nur in Paris technologiſche Vorleſungen halten.

Was iſt auf eine ſolche Pariſiſche Faſeley zu antworten? . . . Nichts als die trock-

*) On m'a aſſuré, que les Allemands avoient *tenté* d'introduire un cours ſemblable dans *quelqu'une* de leurs univerſités, mais que la difficulté de ſe procurer de *bons* profeſſeurs avoit fait rénoncer au deſir de les y fixer.

LXV.

Mädchenschulen.

Außer den Trivialschulen, welche sowohl in der Stadt selbst als auch in allen Vorstädten vorhanden sind, und worin den Mädchen der niedern Volksklassen gleicher Unterricht mit den Knaben ertheilt wird, welcher in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben, und der einfachern Rechenkunst besteht, sind gegenwärtig noch drey eigene Mädchenschulen für die Töchter aus dem Bürgerstande und den übrigen mittleren Ständen.

Die eine ist die Mädchenschule bey den Ursulinernonnen in der Stadt, welche zwar schon seit sehr lange besteht, in der neueren Zeit aber die Verbesserung erhalten hat, daß sie in der Lehrart, in der Auswahl der Schulbücher u. s. w. der allgemeinen Schulendirection und Aufsicht untergeordnet worden ist.

Die beyden übrigen öffentlichen Mädchenschulen bestehen erst seit wenigen Jahren, ei-

ne in der Stadt selbst, die andere in der Leopoldstadt. — Jede derselben hat zwey Oberlehrerinnen und zwey Unterlehrerinnen, welche in dem von Kaiser Joseph dem Zweyten gestifteten Mädchenpensionat *) gebildet, und hieher versetzt worden sind. Die Schülerinnen sind in zwey Klassen eingetheilt. Man lehrt darinnen Religion, Lesen, Schreiben, mit Orthographie und Kalligraphie, Rechenkunst und deutsche Sprachlehre, auch die gewöhnlichen Strickarbeiten. — Es werden alljährlich zwey öffentliche Prüfungen, im Beyseyn der Normalschulendirection, vorgenommen.

Die Lehrerinnen werden zwar vom Staate bezahlt, doch muß jede Schülerinn monatlich 30 kr. Schulgeld, und für den Winter 40 kr. Holzgeld entrichten.

*) Von der Entstehung und dem Zweck dieses Instituts, welches seit zwey Jahren aus der Stadt nach Herrnals versetzt worden ist, sehe man Skizze von Wien, IV. Heft. Kap. 103.

Nebst den gewöhnlichen Schulstunden wird Vormittag und Nachmittag noch eine sogenannte Nachstunde gegeben, und zwar für besondere Gegenstände, deren Besuch von der Willkühr jeder Schülerinn, oder vielmehr, ihrer Aeltern abhängt, und für welchen monatlich ein Gulden bezahlt wird. Eine dieser Nachstunden ist dem besonderen Unterricht in weiblicher Arbeit gewidmet, welche in allen Gattungen der feineren Strickereyen besteht: eine gute, recht brauchbare Sache. — Die zweyte Nachstunde ist . . . . sonderbar genug! . . . . für die französische Sprache. Ist dieß nicht ein Auswuchs von pädagogischem Luxus? . . . da die bürgerlichen Mädchen, welche diese Schule besuchen, in der Regel doch einst zu Weibern für ehrliche Bäcker, Müller, Tischler, Schneider, Schlösser u. s. w. bestimmt sind, was sollen sie mit der französischen Sprache? — werden sie sich nicht für vornehmer halten als ihren schlichten östreichischen Ehegenossen, der kein Wort von der hochadelichen Sprache seiner Gemahlinn versteht? . .

Mich dünkt, unſere Mädchen aus dem Mit-
el- und Bürgerſtande könnten noch viel nütz-
ichere Dinge lernen als eine ausländiſche
Sprache.

Außer dieſen öffentlichen Mädchenſchulen
ind ſeit einigen Jahren mehrere derſelben
on verſtändigen und geübten Matronen mit
Bewilligung der Landesregierung und mit
Beyſtimmung der Schulendirection, errich-
t worden. — Dieſe Anſtalten ſind eigent-
ch für Töchter aus den höheren Ständen,
nd darum giebt man hier auch mit Recht ei-
e höhere und feinere Erziehung: die Mäd-
en lernen, über den gewöhnlichen Unter-
chtsgegenſtänden, noch Muſik, Tanzen,
eichnen, Sticken, fremde Sprachen u. ſ. w. —
ines der bekannteren und gerühmteren In-
itute dieſer Art iſt die Schule der Madame
Clement auf dem neuen Markt. Für Woh-
ung, Tiſch und Unterricht bezahlt jedes
Mädchen jährlich 370 fl. In der That ein
eringer Preis. Auch melden ſich hier im-
ter mehr Schülerinnen, als Plätze leer
nd, deren Zahl bis jetzt nur auf dreyßig

Nebst den gewöhnlichen Schulstunden wird Vormittag und Nachmittag noch eine sogenannte Nachstunde gegeben, und zwar für besondere Gegenstände, deren Besuch von der Willkühr jeder Schülerinn, oder vielmehr, ihrer Aeltern abhängt, und für welchen monatlich ein Gulden bezahlt wird. Eine dieser Nachstunden ist dem besonderen Unterricht in weiblicher Arbeit gewidmet, welche in allen Gattungen der feineren Strickereyen besteht: eine gute, recht brauchbare Sache. — Die zweyte Nachstunde ist . . . . sonderbar genug! . . . . für die französische Sprache. Ist dieß nicht ein Auswuchs von pädagogischem Luxus? . . . da die bürgerlichen Mädchen, welche diese Schule besuchen, in der Regel doch einst zu Weibern für ehrliche Bäcker, Müller, Tischler, Schneider, Schlösser u. s. w. bestimmt sind, was sollen sie mit der französischen Sprache? — werden sie sich nicht für vornehmer halten als ihren schlichten östreichischen Ehegenossen, der kein Wort von der hochadelichen Sprache seiner Gemahlinn versteht? . .

Mich dünkt, unsere Mädchen aus dem Mittel- und Bürgerstande könnten noch viel nützlichere Dinge lernen als eine ausländische Sprache.

Außer diesen öffentlichen Mädchenschulen sind seit einigen Jahren mehrere derselben von verständigen und geübten Matronen mit Bewilligung der Landesregierung und mit Beystimmung der Schulendirection, errichtet worden. — Diese Anstalten sind eigentlich für Töchter aus den höheren Ständen, und darum giebt man hier auch mit Recht eine höhere und feinere Erziehung: die Mädchen lernen, über den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen, noch Musik, Tanzen, Zeichnen, Sticken, fremde Sprachen u. s. w. — Eines der bekannteren und gerühmteren Institute dieser Art ist die Schule der Madame Klement auf dem neuen Markt. Für Wohnung, Tisch und Unterricht bezahlt jedes Mädchen jährlich 370 fl. In der That ein geringer Preis. Auch melden sich hier immer mehr Schülerinnen, als Plätze leer sind, deren Zahl bis jetzt nur auf dreyßig

Geschmack. Das vierte mag zur Abwechslung dann und wann mitgenommen werden, wie man auch in einer feinen Gesellschaft mitunter einen Schwank verschluckt. Das fünfte sey endlich für diejenigen, welche die Produkte desselben verdauen mögen und können.

Die beyden Hoftheater geben vier Gattungen von Schauspielen: deutsche recitirte Stücke aller Art, deutsche Oper, italiänische Oper, Ballet. — Das Theater an der Wien giebt deutsche recitirte Stücke, und Opern sowohl ernsthaften als komischen Inhalts. — Das Marinellische Theater durchaus hoch- oder niedrigkomische, auch viel burleske Waare, recitirt oder gesungen, auch manchmal eine Pantomime. — Das Josephstädter Theater steht noch viele Stufen tiefer.

Bey allen dem ist das liebe Publikum von Wien nicht nur manchmal, sondern fast immer mit seinen Theatern unzufrieden. Wenn auch mitunter einige Schuld auf den Directionen haftet, so liegt sie doch mehr an den Wienern selbst: sie sind übersättiget; sie finden nichts mehr gut genug.

Die öffentlichen Spectakel der neueren Zeit beſtehen bekanntlich allenthalben bloß in den Spielen des Theaters (in Wien iſt auch noch das Feuerwerk), und der Eintritt zu denſelben muß mehr oder minder theuer bezahlt werden.

So allgemein nun das Geſchrey nach Schauſpielen iſt, eben ſo ſchwer und ſtets ſchwerer wird es, den ungenügſamen Theaterbeſuchern in Wien immer etwas aufzutiſchen, was ihnen behagt. ... Für ſie ſind alle Charaktere, alle Intriguen, alle Situationen, alle Dekorationen und alle Talente erſchöpft. Bey dieſen überſättigten Zuſchauern muß jede Theaterdirection zum *Impreſſario in anguſtie* werden; ſie mag erſinnen was ſie will, um ihre Spectakel anziehend zu machen: umſonſt! man hat alles geſehen, alles gehört, und — gähnt.

Es ſtehen hier beynahe das ganze Jahr hindurch alltäglich fünf Theater offen, und wenn auch eines oder zwey derſelben nur für eine gewiſſe Menſchenklaſſe genießbar ſind, ſo befriedigen doch immer drey den Mann von

ganz hat, wie kalt ist man oft gegen ihre Verdienste!

Es geht dem hiesigen Theater-Publikum gerade wie den abgestumpften Schlemmern und Schwelgern, die Alles anekelt, denen nichts mehr pikant genug ist, deren erschlafften Gaumen auch die leckerhafteste Nahrung nicht mehr reitzen kann, und die bey vollen Schüsseln einschlummern.

Zwar, wenn man den öffentlichen Nachrichten trauen darf, so soll es an manchen Orten, z. B. in Berlin, noch ärger seyn. Man geht dort beynahe bloß in das Theater, um zu kritteln und die Nase zu rümpfen, sowohl über die Schauspiele als über die Schauspieler, da hier doch noch ein Theil des Publikums wirklichen Genuß daran findet.

Wer billig seyn will, sollte doch bedenken, daß der Schauspieler ein Künstler ist, und kein Handwerker, daß er unmöglich alle Tage gleich aufgelegt seyn kann, mit dem Geiste zu arbeiten, wie dieser mit dem Leisten.

Auch machen sich die guten Schauspiele,

Cypriani wurde in London in Kupfer gestochen; hier fand man ihn sehr mittelmäßig, und vermißte ihn bey seinem Abgang gar nicht. — Von dem jetzt in Paris befindlichen Raffanelli sprachen noch die neuesten Journale, die französischen Miscellen, die Reisebeschreibungen mit Enthusiasmus; hier war man froh als er gieng. — Brizzi bezaubert jetzt mehrere deutsche Städte; hier war man schon ganz gleichgültig gegen ihn. — Die Sänger und Sängerinnen Schmalz, Krebs, Schüler, Willmann, Gley, Brückel ꝛc. spielen die ersten Rollen in Berlin, Stutgard, Kassel, Breslau, Petersburg; hier wollte man sie nicht mehr hören.

Wenn fremde Schauspieler hier Gastrollen spielen (ich nehme ein Paar derselben aus) wie wenig leisten sie meistens im Vergleich mit den hiesigen! — Wenn die hiesigen bessern Schauspieler in den Ferien auf fremden Bühnen auftreten: wie drängt man sich zu ihrem Spiel, wie ungern sieht man sie wieder abreisen! ... Und hier wo man sie

ganz hat, wie kalt ist man oft gegen ihre Verdienste!

Es geht dem hiesigen Theater-Publikum gerade wie den abgestumpften Schlemmern und Schwelgern, die Alles anekelt, denen nichts mehr pikant genug ist, deren erschlafften Gaumen auch die leckerhafteste Nahrung nicht mehr reitzen kann, und die bey vollen Schüsseln einschlummern.

Zwar, wenn man den öffentlichen Nachrichten trauen darf, so soll es an manchen Orten, z. B. in Berlin, noch ärger seyn. Man geht dort beynahe bloß in das Theater, um zu kritteln und die Nase zu rümpfen, sowohl über die Schauspiele als über die Schauspieler, da hier doch noch ein Theil des Publikums wirklichen Genuß daran findet.

Wer billig seyn will, sollte doch bedenken, daß der Schauspieler ein Künstler ist, und kein Handwerker, daß er unmöglich alle Tage gleich aufgelegt seyn kann, mit dem Geiste zu arbeiten, wie dieser mit dem Leisten.

Auch machen sich die guten Schauspiele,

die guten Opern-Kompositionen, die guten Ballete nicht zu Dutzenden und tagtäglich, wie Bänder und Strümpfe in einer Fabrike! — Ja, was noch das Aergste ist: selbst gute Spectakel, wenn sie nicht durchaus, von der ersten Scene bis zur letzten, vom ersten Bogenstrich bis zum letzten, vom ersten Tanz bis zum Schluß, voll Kraft, Neuheit, Reichthum, Abwechslung und Interesse sind, so halten sie in der Regel wenige Vorstellungen aus.

Es ist wahrlich ein Problem, wer bey dieser Lage der Sachen mehr zu beklagen sey, das Theater-Personale oder das Publikum.

ausſehenden blutenden rohen Fleiſch- und Fett-Maſſen, die Rümpfe zerhackter Rinder, die abgehäuteten Kälber und Lämmer, womit dieſe Wagen bepackt und behängt ſind, mit Matten oder Leintüchern zu überdecken, um uns dieſen widerlichen Anblick zu erſparen.

* * *

Ich wünſchte, daß die ungeheuer langen Kutſcherpeitſchen abgeſchafft würden (wie es vor kurzem in Paris geſchehen iſt), und daß den Kutſchern, Poſtillons und allen Fuhrleuten überhaupt inner den Linien alles Schnalzen (Klatſchen) mit den Peitſchen ſtrenge verboten würde. Die Länge dieſer Peitſchen macht, daß die das Pferd verfehlenden, oder von demſelben abglitſchenden Hiebe den nächſten Fußgängern rechts und links zu Theil werden, denen ſie Striemen über Naſe und Wangen ziehen, auch wohl Augen und Ohren zerfleiſchen. — Die Bauernpurſche, welche mit ihren leeren Wagen durch die Stadt fahren, haben vollends Peitſchen, die mitten aus der Gaſſe bis an beyde Häuſerreihen

de den ganzen Tag ſtehen, der Pferdemiſt und Unrath aller Art zu ſehr; der Wind trocknet ihn bald, führt in nach den benachbarten Gaſſen, und weht ihn den Gehenden auf eine unangenehme und gefährliche Art in die Augen.

* * *

Ich wünſchte, daß die Gaſſenlaternen, beſonders zur Winterszeit wieder um eine halbe Stunde früher angezündet würden. Die Beleuchtungskoſten ſind zwar dermalen theurer, da aber die Beleuchtung für Alle iſt, und doch nur diejenigen Häuſer Einen Gulden zu derſelben bezahlen, an denen eine Laterne hängt, ſo lege man dieſe geringe Beleuchtungstaxe auf alle Häuſer ohne Ausnahme, und die höhere Ausgabe iſt ohne Beſchwerde gedeckt.

* * *

Ich wünſchte, daß den Fleiſchhackern befohlen würde, wenn ſie mit ihren raſſelnden Wagen in die Stadt fahren, die gräßlich

aussehenden blutenden rohen Fleisch- und Fett-Massen, die Rümpfe zerhackter Rinder, die abgehäuteten Kälber und Lämmer, womit diese Wagen bepackt und behängt sind, mit Matten oder Leintüchern zu überdecken, um uns diesen widerlichen Anblick zu ersparen.

* * *

Ich wünschte, daß die ungeheuer langen Kutscherpeitschen abgeschafft würden (wie es vor kurzem in Paris geschehen ist), und daß den Kutschern, Postillons und allen Fuhrleuten überhaupt inner den Linien alles Schnalzen (Klatschen) mit den Peitschen strenge verboten würde. Die Länge dieser Peitschen macht, daß die das Pferd verfehlenden, oder von demselben abglitschenden Hiebe den nächsten Fußgängern rechts und links zu Theil werden, denen sie Striemen über Nase und Wangen ziehen, auch wohl Augen und Ohren zerfleischen. — Die Bauernpursche, welche mit ihren leeren Wagen durch die Stadt fahren, haben vollends Peitschen, die mitten aus der Gasse bis an beyde Häuserreihen

reichen; ſie ſchnalzen damit ſo luſtig und unbefangen, als ob ſie auf dem offenen leeren Felde wären, und jeder ſolcher Schnalzer droht uns ein oder alle beyde Augen zu koſten.

* * *

Ich wünſchte, daß die Gaſſen der Stadt nicht immer und ewig mit Ständelweibern beſetzt blieben, ja ſogar mit neuen überladen werden. Nicht genug, daß die Gaſſen von Wien ohnehin ſchon bey weitem zu enge ſind; daß ſie durch Kutſchen, Tragſeſſel, durch Kiſten und Fäſſer vor den Kaufmannshäuſern, durch die Vorſprünge an allen Handelsgewölben noch mehr verengert werden: man duldet überdieß, daß eine Heerde von entbehrlichen und läſtigen Weibern allenthalben in den gangbarſten, gedrängteſten Straßen Ständchen und Tiſche nach Belieben hinpflanzt, und einen lumpigen Quark auskramt, der ſtatt willkommen und bequem zu ſeyn, aller Welt im Wege ſteht. Man iſt oft in der beynahe unausweichlichen Alternative, ſich von einem Wagenpferd oder Trag-

Häringe, verfaultes und unreifes Obst zu verkaufen, wie es so häufig und öffentlich geschieht. — Ich habe oft ganze Häufchen von Kirschen, Zwetschken ꝛc. liegen gesehen, die alle ohne Ausnahme faul oder unreif waren; die schelmischen Verkäufer machen da freylich einen geringen Preis, und gerade dieser lockt Kinder und arme Leute an zu kaufen, die sich dann dadurch Fieber oder Ruhr holen. — Solche Giftwaare sollte von den Marktrichtern ohne weiters konfiscirt, und in das Wasser geworfen werden.

* * *

Ich wünschte, daß bey dem gegenwärtigen allgemeinen Mangel, bey der allgemeinen Theuerung und Verschlechterung des Weines, jedermann, der unverdorbenen gesunden Wein ausschenken will, die Freyheit gegeben würde, es auch im Kleinen zu thun. Da aller Wein an der Gränze oder an der Linie die gesetzmäßige Taxe bezahlt, so verliert der Staat nichts dadurch; und was die Einwendungen der hiesigen Wirthe betrifft,

zwingt, auf dem Pflaſter zu gehen, das für die Pferde beſtimmt iſt!

* * *

Ich wünſchte, daß an den Häuſern in der Stadt allenthalben Dachrinnen angeſetzt würden, weil man wegen der vielen Wagen in den engen Gaſſen beym Regenwetter gerade in der Traufe wandeln muß. — Es ſind zwar ſchon vor mehrern Jahren durch einen obrigkeitlichen Befehl an den kleinen Dächern ober den Gewölben Rinnchen angebracht worden; allein das iſt ſehr unzulänglich, weil nicht alle Häuſer ſolche Dächelchen haben, weil gerade ober dem Eingang des Hauſes die große Dachtraufe freyes Spiel hat, und weil die beſagten Rinnchen, auch wo ſie vorhanden ſind, nicht gehörig unterhalten und gereiniget werden.

* * *

Ich wünſchte, daß mit practiſcher Strenge auf das heilſame Gebot gehalten würde, in keinem Falle verfaulte Limonien, verfaulte

Häringe, verfaultes und unreifes Obst zu verkaufen, wie es so häufig und öffentlich geschieht. — Ich habe oft ganze Häufchen von Kirschen, Zwetschken ꝛc. liegen gesehen, die alle ohne Ausnahme faul oder unreif waren; die schelmischen Verkäufer machen da freylich einen geringen Preis, und gerade dieser lockt Kinder und arme Leute an zu kaufen, die sich dann dadurch Fieber oder Ruhr holen. — Solche Giftwaare sollte von den Marktrichtern ohne weiters konfiscirt, und in das Wasser geworfen werden.

* * *

Ich wünschte, daß bey dem gegenwärtigen allgemeinen Mangel, bey der allgemeinen Theuerung und Verschlechterung des Weines, jedermann, der unverdorbenen gesunden Wein ausschenken will, die Freyheit gegeben würde, es auch im Kleinen zu thun. Da aller Wein an der Gränze oder an der Linie die gesetzmäßige Taxe bezahlt, so verliert der Staat nichts dadurch; und was die Einwendungen der hiesigen Wirthe betrifft,

LXVIII.

Schrauberey.

Man hört in Wien sehr häufig die den Ausländern unverständlichen Ausdrücke: Fopperey und foppen. Dieß sind östreichische Provinzialismen, welche eben das bedeuten, was im besseren Deutsch die Worte Schrauberey und schrauben, und das französische, aber in den feineren Gesellschaften schon seit lange mit dem deutschen Bürgerrechte beschenkte Wort Persiflage.

Was ist das Persiflage? Es ist eine unter dem betrügerischen Schleyer des Beyfalls angebrachte Spötterey *): ist also gerade das, was die Wienerische Fopperey ist. Beydes nun, sowohl das Wort als die Sache, war besonders in dem ehemaligen jovialischen, von Genuß und Wohlleben strotzenden Wien

*) Ein alter französischer Schöngeist hat das Persiflage definirt, es sey: die Zersetzung imposant scheinender Dinge auf ihren eigenthümlichen Werth.

allenthalben zu Hause, in der schmutzigen Bude des Schusters wie im seidenen Saale des Großhändlers. Diese beliebte Fopperey hatte ihre Altäre vorzüglich in den Wirthshäusern, Kaffehäusern, und wo immer lustige Brüder zusammen kamen.

Vor allen Dingen konnte kein großer Schmaus gefeyert werden ohne eine schwere Dosis von derben Foppereyen. Es gab eigene bekannte Menschen, die — wissentlich oder unwissentlich aber immer gutwillig — unaufhörlichen Spaß mit sich treiben ließen; ein solcher Mensch hieß in der traulichen Gesellschaftssprache ein animal foppabile; man riß sich darum, man lud ihn zu allen reichlichen Tafeln; er war da gleich einer geistigen Senfflasche, aus der selbst die stumpfsten Köpfe Stoff nahmen, um sich die Nase etwas zu kitzeln. — Konnte man auch einen recht kaustischen Fopper auftreiben, so setzte man ihn dem animal foppabile gegenüber, und dann war des Schraubens kein Ende, folglich der Spaß vollkommen.

Dieser Muthwille, mit dem schwachen

LXVIII.

Schrauberey.

Man hört in Wien sehr häufig die den Ausländern unverständlichen Ausdrücke: Fopperey und foppen. Dieß sind östreichische Provinzialismen, welche eben das bedeuten, was im besseren Deutsch die Worte Schrauberey und schrauben, und das französische, aber in den feineren Gesellschaften schon seit lange mit dem deutschen Bürgerrechte beschenkte Wort Persiflage.

Was ist das Persiflage? Es ist eine unter dem betrügerischen Schleyer des Beyfalls angebrachte Spötterey *): ist also gerade das, was die Wienerische Fopperey ist. Beydes nun, sowohl das Wort als die Sache, war besonders in dem ehemaligen jovialischen, von Genuß und Wohlleben strotzenden Wien

*) Ein alter französischer Schöngeist hat das Persiflage definirt, es sey: die Zersetzung imposant scheinender Dinge auf ihren eigenthümlichen Werth.

allenthalben zu Hauſe, in der ſchmutzigen Bude des Schuſters wie im ſeidenen Saale des Großhändlers. Dieſe beliebte Fopperey hatte ihre Altäre vorzüglich in den Wirthshäuſern, Kaffehäuſern, und wo immer luſtige Brüder zuſammen kamen.

Vor allen Dingen konnte kein großer Schmaus gefeyert werden ohne eine ſchwere Doſis von derben Foppereyen. Es gab eigene bekannte Menſchen, die — wiſſentlich oder unwiſſentlich aber immer gutwillig — unaufhörlichen Spaß mit ſich treiben ließen; ein ſolcher Menſch hieß in der traulichen Geſellſchaftsſprache ein animal foppabile; man riß ſich darum, man lud ihn zu allen reichlichen Tafeln; er war da gleich einer geiſtigen Senfflaſche, aus der ſelbſt die ſtumpfſten Köpfe Stoff nahmen, um ſich die Naſe etwas zu kitzeln. — Konnte man auch einen recht kauſtiſchen Fopper auftreiben, ſo ſetzte man ihn dem animal foppabile gegenüber, und dann war des Schraubens kein Ende, folglich der Spaß vollkommen.

Dieſer Muthwille, mit dem ſchwachen

Kopf oder mit der schwachen Seite andrer seinen Spaß zu treiben, brachte denn von Zeit zu Zeit lustige Auftritte hervor . . . . Ein schlechter — und folglich um so mehr eingebildeter — Poet hatte bey einer öffentlichen, sehr festlichen Gelegenheit ein elendes Gedicht drucken lassen; er gieng alle Abende in ein bestimmtes Gasthaus, und sprach dort von seinem pindarischen Talent und von seinen Produkten mit Emphase. Einige Spaßvögel hatten dem Aufwärter einen Wink gegeben, und horchten mit anscheinender Bewunderung auf die Worte des Versifex: indessen verlangt einer eine Portion Käse; der Käse kömmt; wie aus Zerstreuung beguckt man das Papier, worein der Käse gewickelt war, und sieh da! es ist gerade das neueste Gedicht des anwesenden Poeten . . . Man lächelt sich zu, man schüttelt die Köpfe; der Dichter nimmt noch keine Notiz davon —— Ein zweyter begehrt ebenfalls Käse; dieser kömmt in eben das Gedicht gewickelt; die nämliche poetische Käsehülle erscheint zum dritten, vierten, und fünften Mahl, und macht endlich

ein halb Dutzend voll. Endlich brechen alle auf den Dichter los: Bey allen neun Musen! welch ein schmähliches Schicksal hat ihr Gedicht betroffen? ist es denn bereits in die Gewürzläden gewandert, da all unser Käse darein gewickelt wird! — Wer das genus irritabile Vatum kennt, der stellt sich die Todtenblässe des Dichters vor. Er schwur, von nun an keinen Vers mehr zu machen, und war wirklich auf immer von der Metromanie geheilt . . . . Dießmal war die Schrauberey gut angebracht.

Es werden aber manchmal auch unbarmherzige Späße ausgeheckt, die üble Folgen haben. Ein Herr von R*** hatte die unüberwindliche Schwachheit, ganz und gar nichts von Doktoren, Krankheit und Sterben hören zu können. — Ein Unbekannter geht zu einem Medikus, und ersucht ihn, zu H. v. R. zu kommen, sagt ihm aber, obschon H. v. R. sehr krank sey, so habe er doch die Grille, es nicht seyn zu wollen, er werde höchlich dagegen protestiren, der Doktor soll sich jedoch dadurch nicht irre machen lassen, und

des Lebens; und die Tage an denen man nicht lacht, ſind verlohrne Tage; aber unaufhörliche Schraubereyen machen Langweile und Eckel.

LXIX.

Die Porzellan-Fabrike.

Wer liebt nicht die Zierde unſrer Tafeln, das Porzellan? dieſes niedliche Fabrikat, das an Reinlichkeit und geſchmackvollem Anſehen ſelbſt ſilberne und goldene Geſchirre übertrifft, und denſelben (als Tiſchgeräth betrachtet) nur in der Rückſicht nachſtehen muß, weil es zerbrechlicher iſt, und weil die Scherben davon keinen Werth mehr haben, wie die Scherben der goldnen und ſilbernen Gefäße.

Die Alchymie iſt zwar an ſich eine betrügliche und geldverſchwenderiſche Phantaſterey, aber ſie hat doch manche unerwartete Ent-

Doktors, des Geiſtlichen und des Sarges bedürft hätte.

Wer erinnert ſich nicht noch des armen Schauſpielers aus der Vorſtadt, B**, den grauſame und alberne Spaßmacher durch ihre ewigen Schraubereyen dahin gebracht haben, daß er mit Band und Stern von Goldpapier öffentlich herum gieng, und endlich im Narrenhauſe ſtarb.

Die große Luſt zur planmäßigen Schrauberey hat ſich zwar unter Leuten von beſſerem Geſchmack hier gänzlich verlohren; indeſſen thut die liebe Fopperey noch hie und da ſowohl active als paſſive gute Dienſte, und iſt der Schlüſſel zu manchen Häuſern und Speiſezimmern: wer böſen Witz und Hartherzigkeit genug beſitzt, andere tüchtig zu ſchrauben; wer mit der gehörigen Doſis von Selbſtverläugnung oder Geiſtesarmuth ausgeſteuert iſt, um ſich recht viel ſchrauben zu laſſen, iſt noch bey manchem goldnen Kalbe und bey einer Legion von Halbköpfen ein willkommener Mann.

Scherz und Freude ſind zwar die Würze

des Lebens; und die Tage an denen man nicht lacht, ſind verlohrne Tage; aber unaufhörliche Schraubereyen machen Langweile und Eckel.

LXIX.

Die Porzellan-Fabrike.

Wer liebt nicht die Zierde unſrer Tafeln, das Porzellan? dieſes niedliche Fabrikat, das an Reinlichkeit und geſchmackvollem Anſehen ſelbſt ſilberne und goldene Geſchirre übertrifft, und denſelben (als Tiſchgeräth betrachtet) nur in der Rückſicht nachſtehen muß, weil es zerbrechlicher iſt, und weil die Scherben davon keinen Werth mehr haben, wie die Scherben der goldnen und ſilbernen Gefäße.

Die Alchymie iſt zwar an ſich eine betrügliche und geldverſchwenderiſche Phantaſterey, aber ſie hat doch manche unerwartete Ent-

deckung herbeygeführt; und wenn wir dem fleißigen Sammler über die Geschichte der Erfindungen, dem Professor Beckmann in Göttingen, trauen dürfen, so hat der Goldmacher-Tiegel auch zur Erfindung des Porzellans in Europa Anlaß gegeben. Hören wir den berühmten Technologen selbst hierüber sprechen:

„Das Porzellan sollen schon die alten Aegypter gemacht haben. Bey dem Chinesern und Japanern ist diese Kunst so alt, daß sie sich in der Thorheit ihrer ältesten Geschichte verliert. Die Portugiesen brachten das Porzellan zuerst als Waare nach Europa. — Unter den Europäern erfand ein Deutscher; Namens Böttticher, aus Schleitz im Voigtlande, die Kunst Porzellan zu machen. Er hatte in Berlin die Apothekerkunst gelernt, und war 1701 von dort nach Sachsen entwichen, weil er für einen Goldmacher ausgeschrieen wurde. In Sachsen ward er angehalten, die Bereitung des Pulvers zur Veredlung der Metalle, wovon er einen kleinen Vorrath von einem Unbekannten geerbt

Emporkommen derſelben. Man kaufte allmählig mehr Häuſer an, und ſchuf aus allen zuſammen endlich das jetzige Fabrikgebäude in der Vorſtadt Roſſau, welches zwey Stockwerke hoch iſt, fünf Höfe, und eine Peripherie von 240 Klaftern hat. — Man ſuchte in den erbländiſchen Provinzen ſelbſt nach Erdarten, die zur Fabricirung des Porzellans geeignet ſind, und fand ſolche Erde in Oeſtreich, Ungarn und Steyermark, läßt ſie aber auch noch häufig aus dem Fürſtenthume Paſſau kommen. — Man verſchaffte ſich durch Belohnungen, durch Reiſen und Aufmunterungen aller Art geſchickte Arbeiter und Künſtler, beſonders für die Modellirung und Malerey. — Somit ward die Fabrike auch eine der beträchtlichſten in Europa, und beſchäftiget gegenwärtig nahe an 500 Arbeiter.

Man hat es in der Eleganz der Formen, der Zeichnung, der Malerey und der Vergoldung zu einem allerdings bewunderungswürdigen Grade von Vollkommenheit gebracht, und man raffinirt noch täglich, höher empor

zu steigen: man verfertigt Confect-Teller, wovon ein einziger 100 Fl. und darüber kostet. — Wie man in der Fabrike der Gobelins die schönsten Gemälde der Raphaele, Titiane ꝛc. auf Tapeten bringt: so trägt man in der Porzellan-Fabrike die niedlichsten Kabinetsstückchen an Gemälden oder Kupferstichen auf Tassen, Teller u. s. w.

Wer sich von der Schönheit der hiesigen Porzellan-Arbeiten überzeugen will, der besuche das große Magazin der Fabrike, welches täglich für jedermann offen steht, und worin sowohl die eben fertig gewordenen eigends bestellten Stücke, als die zum Verkauf für jedermann vorräthigen Artikel, wie auch manche besondere Schaustücke, in einer niedlichen Vertheilung aufgestellt sind.

Die größeren europäischen Porzellan-Fabriken zu Seve, Meissen, Berlin u. s. w. haben fast jede etwas Eigenes zur Anempfehlung ihrer Arbeiten anzuführen. Es bleibe jeder ihr Vorzug! ... Von dem hiesigen Porzellan behaupten Kenner, daß es vornehmlich

Emporkommen derſelben. Man kaufte allmählig mehr Häuſer an, und ſchuf aus allen zuſammen endlich das jetzige Fabrikgebäude in der Vorſtadt Roſſau, welches zwey Stockwerke hoch iſt, fünf Höfe, und eine Peripherie von 240 Klaftern hat. — Man ſuchte in den erbländiſchen Provinzen ſelbſt nach Erdarten, die zur Fabricirung des Porzellans geeignet ſind, und fand ſolche Erde in Oeſtreich, Ungarn und Steyermark, läßt ſie aber auch noch häufig aus dem Fürſtenthume Paſſau kommen. — Man verſchaffte ſich durch Belohnungen, durch Reiſen und Aufmunterungen aller Art geſchickte Arbeiter und Künſtler, beſonders für die Modellirung und Malerey. — Somit ward die Fabrike auch eine der beträchtlichſten in Europa, und beſchäftiget gegenwärtig nahe an 500 Arbeiter.

Man hat es in der Eleganz der Formen, der Zeichnung, der Malerey und der Vergoldung zu einem allerdings bewunderungswürdigen Grade von Vollkommenheit gebracht, und man raffinirt noch täglich, höher empor

bedarf. Woran es liegen mag, daß die Fabrike dem allgemeinen Verbrauch nicht gehörig und schnell genug folgt, ist mir nicht bewußt.

LXX.

Niederlagen der Tischler, der Uhrmacher und Schlösser.

Dieß sind Anstalten der neueren Zeit: ein Beweis, daß der Raffinirungsgeist auch in die Wienerschen Professionisten zu fahren beginnt — Erst vor wenigen Jahren haben sich einige Tischlermeister zusammengethan, und eine Niederlage hauptsächlich ihrer feineren Arbeiten errichtet, ohne jedoch die gewöhnlicheren Waaren ihrer Werkstätte davon auszuschließen.

Dieser Versuch muß vortheilhaft ausgefallen seyn, weil er sogleich nachgeahmt, und allmählig so allgemein geworden ist, daß nun

an Feuerfestigkeit, an Weiße und Malerey seine Konkurrenten übertreffe.

Die gewöhnlichen Artikel dieser Fabrike haben einen gesetzten Preis, der jedoch seit einiger Zeit merklich gestiegen ist: noch vor acht Jahren kostete ein einfacher Teller 24 Kreutzer, und eben dieser kostet jetzt 40 Kr. — Für besondere kosthare Stücke wird immer auch ein besonderer Preis bedungen.

Die Liebhaberey für das Porzellan ist allgemein geworden; es hat selbst aus allen Wirthshäusern das sonst dort meistens gewöhnliche Zinngeschirr verdrängt. — Aber seit einigen Jahren klagt man auch ziemlich allgemein über den Mangel an neuem Porzellan, besonders an dem zum alltäglichen Gebrauch nöthigen: man kann Monate lang in das Magazin gehen, ehe man das vorräthig findet, was man eben sucht; auch bestellte Arbeiten können nicht zeitig genug nach dem Wunsche der Liebhaber abgefertiget werden. Es bedarf jetzt einer besonderen Sollicitation und Begünstigung, um nach Qualität und Zeit das zu erhalten, dessen man

bedarf. Woran es liegen mag, daß die Fabrike dem allgemeinen Verbrauch nicht gehörig und schnell genug folgt, ist mir nicht bewußt.

LXX.

Niederlagen der Tischler, der Uhrmacher und Schlösser.

Dieß sind Anstalten der neueren Zeit: ein Beweis, daß der Raffinirungsgeist auch in die Wienerschen Professionisten zu fahren beginnt — Erst vor wenigen Jahren haben sich einige Tischlermeister zusammengethan, und eine Niederlage hauptsächlich ihrer feineren Arbeiten errichtet, ohne jedoch die gewöhnlicheren Waaren ihrer Werkstätte davon auszuschließen.

Dieser Versuch muß vortheilhaft ausgefallen seyn, weil er sogleich nachgeahmt, und allmählig so allgemein geworden ist, daß nun

in der Stadt ſelbſt wenigſtens ein halbes Dutzend, und in den Vorſtädten ebenfalls mehrere ſolche Niederlagen exiſtiren, ſo daß vielleicht dieſe plötzliche und häufige Konkurrenz die Sache in einiger Zeit wieder fallen machen könnte; welches jedoch ſo lange nicht zu befürchten ſcheint, als der jetzige, im Ameublement herrſchende Luxus dauert, wovon die größte Rubrik in Tiſchler-Arbeiten beſteht, die wenigſtens alle zwey Jahre gewechſelt zu werden belieben.

Dieſe Niederlagen ſind unſtreitig eine ſehr bequeme Sache. Statt bey zehn Tiſchlern herum zu laufen, bis man das verlangte Möbel gerade nach ſeinem Geſchmack findet; ſtatt es zu beſtellen, ein halbes Jahr darauf zu warten, und es vielleicht dann noch mangelhaft zu erhalten, findet man in dieſen Magazinen jetzt alles nur Erdenkliche aus dieſem Fache, an Spieltiſchen, Schreibtiſchen, Arbeitstiſchchen der Weiber, an Käſten, Stühlen, Schatullen, Kanapes, Ofenſchirmen, Lichtſchirmen, Bettſtellen, Parketten, Toiletten ꝛc. ꝛc.

wie sehr sich der Geschmack unter den hiesigen Künstlern aller Art verbessert und verfeinert. Man sieht bey einer Menge von Uhren sehr sinnreiche, witzige, gefällige und pikante Gruppen, Bilder, Symbole und Verzierungen angebracht.

In den Niederlagen von Schlösser-Arbeiten findet man hunderterley Artikel, vom einfachsten Thürriegel an bis zu jenen allangebeteten Bundesladen der großen Welt, den eisernen Geldkassen, die so niedlich gearbeitet und verziert, mit so vielen und künstlichen Schlössern und Riegeln verwahrt sind, daß auch der entschlossendste Beutelschneider bey Ansicht derselben in Verzweiflung gerathen muß.

LXXI.

Jahrmärkte.

Nach meiner Ansicht der Dinge, die aber gar leicht irrig seyn kann, sind große Jahrmärkte eben nicht sehr vortheilhafte Anstalten für den Wohlstand eines Landes, noch gute Zeichen von der Industrie desselben; sie scheinen mir zu beweisen, daß die Waaren, welche dorthin geführt werden, entweder gar nicht, oder doch nicht zu allen Zeiten nach dem Bedarfs-Quantum vorhanden seyen .... Man betrachte die so gepriesenen großen Messen zu Leipzig und Frankfurt: die dortigen Eigenthümer von Häusern, von Wohnungen und Magazinen; die Schenkwirthe und Kaffewirthe, die Ballenbinder, Karrenschieber und Fuhrleute, gewinnen allerdings dabey: auch ein Troß von Gauklern, Spielleuten, gutwilligen Mädchen, von Possenreissern und Glücksrittern findet diese Messen ohne Zweifel sehr vortheilhaft.

Aber im Wesentlichen? da kommen hauptsäch-

lich die Universal-Monopoliſten die Engländer mit ganzen Schiffsladungen von ihren Stahlwaaren, von Wollen- und Baumwollen-Gewebe, und von ihrem oſtindiſchen und chineſiſchen Trödel; auch die kaum aus ihrer ſansculottiſchen Nacktheit wieder hervorgegangenen Franzoſen führen abermal all ihren theueren modiſchen Flitter und entbehrlichen Puppenkram auf die deutſchen Meſſen: beyde Nationen, um dafür Millionen von Thalern wegzuſchleppen, welche einige deutſche Provinzen, und dann vorzüglich die fabrik-armen Polen und Ruſſen dahin ſchicken.

Indeſſen klagt man, daß auch jene weltberühmte Meſſen von Jahr zu Jahr ſchlechter werden, daß ſchon immer mehr Waaren als Käufer da ſind .... deſto beſſer! Es iſt ein Zeichen, theils daß die Leute kluger werden, und ihr Geld nicht mehr ſo häufig an all den fremden Firlefanz hängen; theils daß andere Nationen ſich dasjenige ſelbſt zu fabriciren ſuchen, was wirkliches vernünftiges Bedürfniß iſt.

Nach dieſen Prämiſſen iſt es mir nicht un-

lieb, ſagen zu können, daß die beyden Jahrmärkte in Wien weiter nichts als eine ſehr ärmliche Parodie jener großen Meſſen ſind, und dieſes vollends, ſeitdem der Kaiſer Joſeph den kräftigen Streich gethan hat, beynahe alle ausländiſchen Waaren zu verbieten.

Gegenwärtig kommen auf die hieſigen Märkte bloß Fabrikate aus den inländiſchen Provinzen: Eiſenwaaren aus Tyrol und Steyermark, Glaswaaren und Leinwand aus Böhmen, mancherley Stoffe aus Inner- und Ober-Oeſtreich; auch dürfen die Fabrikanten während der Marktzeit im Kleinen verkaufen, die es ſonſt nur im Großen zu thun befugt ſind .... Die hieſigen Kaufleute haben die, faſt möchte man ſagen, lächerliche Gewohnheit angenommen, ſich auf dem Hofe hölzerne Marktbuden aufſchlagen zu laſſen, um zweymal des Jahrs während vier Wochen dort gerade dasjenige zu verkaufen, was ſie das ganze Jahr über in ihren Gewölben auf dem Kohlmarkt, Graben, in der Körnerſtraße und Biſchofgaſſe auch verhandeln; nur daß ſie in der offenen Markthütte

alles beſſer zur Schau aushängen können, und weil ein altes Vorurtheil den Wienern glauben macht, auf dem Markte ſey beſſer zu kaufen als zur übrigen Zeit. — Da ſpaziert dann die junge ſchöne Welt zwiſchen 12 und 2 Uhr Mittags truppweiſe unter dieſen Buden herum, beguckt wechſelweiſe ſich ſelbſt und die anlockenden Siebenſachen, worunter (wie man ſagt) hier und da ein Kontrebande-Stück figuriren ſoll.

Beynahe möchte man ſagen, es lohne der Mühe nicht, zwey Monate des Jahrs den Hof, den Graben, die Freyung, den hohen Markt ꝛc. mit den hölzernen Buden und Ständchen zu überſtellen; denn die Unbequemlichkeit, welche daraus für die allgemeine Paſſage entſteht, iſt in der That größer als die Bequemlichkeit, welche uns dieſe unbedeutende Krämerey verſchafft.

LXXII.

Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen.

„Ein gutes Gesetz ist ein Stück vom Steine der Weisen" — sagt ein berühmter Mann, und er hat Recht. Man sieht aus dem stets fortdauernden Bestreben so vieler Staaten, ihre Gesetzbücher mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen, alte durch neue zu ergänzen, zu ersetzen, aufzuhellen, wie wichtig und schwer es ist, in der Gesetzgebung das Non plus ultra zu erreichen.

Ohne der älteren, in Oestreich eingeführten Gesetzbücher hier zu erwähnen, bemerke ich nur, daß mit dem Jahre 1787 ein von Kaiser Joseph II. publicirtes „allgemeines Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung" in Wirkung trat *). Obschon es den neueren Zeiten mehr angepaßt war als die

*) Im V. Hefte der Skizze von Wien ist ein Auszug davon sammt einigen Reflexionen darüber.

älteren Gesetzbücher, so fand man doch Unvollkommenheiten daran; und schon zu Anfang der Regierung des gegenwärtigen Monarchen wurde eine eigene Gesetzgebungs-Kommission niedergesetzt, welche den Entwurf zu einem neuen Gesetzbuch machen mußte. Der Penal-Kodex wurde am ersten in Arbeit genommen, weil seine Herstellung dringender war als die übrigen Zweige der Justizverfassung.

Gegen Ende des Jahrs 1803 erschien also das neue Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen. Mit dem 1. Januar 1804 trat es in die verbindende Wirksamkeit, und setzte dadurch in Rücksicht der darin enthaltenen Gegenstände alle ältere Gesetze, Rechte und Befreyungen außer Kraft.

Da für die Ausländer ein solches Gesetzbuch eine wichtige Urkunde über den sittlichen Zustand einer Nation ist, so muß eine gedrängte Uebersicht davon sein Blatt in der Schilderung des heutigen Wiens haben.

Der erste Theil handelt von Verbrechen,

Die Strafe der Verbrechen ist der Tod des Verbrechers, oder dessen Anhaltung im Kerker. Die Todesstrafe wird mit dem Strange vollzogen*). — Die Kerkerstrafe ist in drey Grade eingetheilt; Kerker ohne Zusatz; schwerer Kerker; schwerster Kerker. — Einfache Kerkerstrafe ist ohne Eisen; Wasser zum Getränk; Unterredung mit Niemanden. Im schweren Kerker Eisen an den Füßen; warme Speise, doch kein Fleisch; Bretter zum Lager. Im schwersten Kerker stets schwere Eisen an Händen und Füßen, außer der Zeit der Arbeit ein eiserner Ring um den Leib zum anschließen; nur alle zweyte Tage eine warme Speise, übrigens Wasser und Brod und Bretter zum Lager. — Die zeitige Kerkerstrafe hat zur kürzesten Dauer 6 Monate, zur längsten 20 Jahre; sie wird aber auch lebenslänglich. Mit derselben ist stets Arbeit ver-

*) Ehedem wurden zwar in Frankreich auch die Weiber gehangen; in Deutschland überhaupt aber und in Oestreich niemal. Von nun an sind sie also auch dem Strange unterworfen.

bunden. — Die Kerkerstrafe wird verschärft durch öffentliche Arbeit, (nur für Männer) auch Galeeren; durch Ausstellung auf der Schandbühne; durch Stockstreiche (für Männer) oder Ruthenstreiche (für Weiber und Jünglinge unter 19 Jahren) jedoch auf Einmal nie mehr als 50, und innerhalb den Mauern des Straforts; durch Fasten bey Wasser und Brod; durch Landesverweisung, nur für Ausländer. — Die Strafe des Todes, des schweren und schwersten Kerkers begreift auch in sich den Verlust des Ehrenranges, des Adels (jedoch nur persönlich) die Fähigkeit Kontrakte und Testamente zu machen (während der Strafzeit). Die Strafe ist immer nur persönlich. — Verbrechen von Inländern außer Landes, und von Ausländern im Lande begangen, werden nach diesen Gesetzen bestraft. — Hat ein Fremder im Auslande ein Verbrechen begangen, das auf die Verfassung, auf die öffentlichen Kreditspapiere oder auf das Münzwesen des Oestreichischen Staats Einfluß hat, so ist er gleich einem Eingebohrnen nach diesem Ge-

ſetzbuche zu behandeln. Für andere Verbrechen wird er an ſeinen Landesherrn ausgeliefert. — Die Strafe des Verbrechers benimmt niemandem ſein Recht auf Genugthuung oder Entſchädigung vom Verbrecher, deſſen Vermögen oder Erben. Für Verbrechen werden erklärt: a) Hochverrath und andere die öffentliche Ruhe ſtörende Handlungen. b) Aufſtand und Aufruhr. c) Oeffentliche Gewaltthätigkeit. d) Rück kehr eines Verwieſenen. e) Mißbrauch der Amtsgewalt. f) Verfälſchung der öffentlichen Kreditspapiere. g) Münz-Verfälſchung. h) Religionsſtörung. i) Nothzucht und andere Unzuchtsfälle. k) Mord und Todtſchlag. l) Abtreibung der Leibesfrucht. m) Weglegung eines Kindes. n) Verwundung oder andere körperliche Verletzung. o) Zweykampf. p) Brandlegung. q) Diebſtahl und Veruntreuungen. r) Raub. s) Betrug. t) Zweyfache Ehe. u) Verläumdung. x) Den Verbrechern geleiſteter Vorſchub.

Hochverrath (auch bloßer Verſuch ohne Erfolg) wird mit dem Tode, deſſen leichte

und gefahrlose und doch vorsetzlich unterlassene Hinderung mit lebenslänglichem schwersten Kerker bestraft. — Wer die Anzeige eines ihm bekannten Hochverräthers bedächtlich unterläßt, wird lebenslang mit schwerem Kerker bestraft, wofern nicht aus den Umständen erhellet, daß auch ohne Anzeige keine schädliche Folge mehr zu besorgen ist. — Wenn der Mitschuldige des Hochverraths die übrigen Hochverräther und ihre Plane zur Zeit, da sie noch geheim sind, und der Schade verhindert werden kann, entdeckt, so wird ihm gänzliche Straflosigkeit und Geheimhaltung zugesichert. — Aufhetzungen gegen die Regierungsform und Staatsverwaltung; öffentliche Lästerungen gegen die Person des Landesfürsten, sind Störung der öffentlichen Ruhe, und werden mit schwerem Kerker bestraft.

Aufstand und Aufruhr werden mit schwerem Kerker, und wenn Standrecht nöthig ist, mit dem Tode bestraft. — Oeffentliche Gewaltthätigkeit; Rückkehr eines Verwiesenen; Mißbrauch der Amtsgewalt, werden mit

mehr oder minder ſchwerem und langwierige Kerker beſtraft.

Verfälſchung und Ausgabe der inländiſchen und ausländiſchen Banknoten wird an dem Thäter und Mitſchuldigen mit dem Tode beſtraft; der Verſuch, mit ſchwerem Kerker, eben ſo die Verfälſchung in- und ausländiſcher Staatsobligationen.

Münzverfälſchung; Religionsſtörung; Nothzucht und andere Unzuchtsfälle, werden mit mehr oder minder ſchwerem und langwierigem Kerker beſtraft.

Mord wird an dem Thäter, an dem allenfalſigen Beſteller und an den Helfern mit dem Tode beſtraft; ehelicher Kindermord mit lebenslänglichem ſchwerſten Kerker; unehelicher mit ſchwerem zeitigen.

Abtreibung der Leibesfrucht; Weglegung eines Kindes; Zweykampf; ſind an den Thätern und Gehülfen mit mehr oder minder ſchwerem und langwierigem Kerker zu beſtrafen.

Brandlegung mit erſchwerenden Umſtänden wird mit dem Tode beſtraft, außer dem mit ſchwerer Kerkerſtrafe.

Diebstahl und Veruntreuungen; Raub; Betrug; zweyfache Ehe; Verläumdung; Verbrechern geleisteter Vorschub, werden mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker bestraft.

Verbrechen und Strafe erlischt durch den Tod des Verbrechers, durch die ausgestandene Strafe, durch Erlassung derselben, durch Verjährung (unter gewissen Bedingungen) die aber bey verwirkter Todesstrafe nicht Statt hat.

Der zweyte Theil handelt von schweren Polizey-Uebertretungen.

Die strafbaren Handlungen der Kindheit bis zum vollendeten zehnten Jahre sind bloß der häuslichen Züchtigung überlassen; vom angehenden 11ten bis zum vollendeten 14ten Jahre werden Handlungen, die an sich zwar Verbrechen sind, wegen der Unmündigkeit des Thäters als schwere Polizey-Uebertretungen bestraft.

Die schweren Polizey-Uebertretungen werden bestraft a) um Geld; b) mit Verfall von Waaren, Feilschaften oder Geräthe

(welche beyde nicht dem Fiskus, sondern jedesmal dem Armenfonde in loco delicti zufallen); c) mit Verlust von Rechten und Befugnissen; d) mit Arrest (von 24 Stunden bis zu 6 Monaten, auch Hausarrest); e) mit körperlicher Züchtigung (nur bey dem Dienstgesinde, Handwerksgesellen und den untersten Volksklassen, mit Stock- und Ruthenstreichen, nie über 25 auf Einmal und nie öffentlich); f) mit Abschaffung aus einem Orte; g) aus einer Provinz; h) aus sämmtlichen Oestreichischen Staaten (nur Ausländer). — Der Arrest wird auch verschärft durch körperliche Züchtigung, durch Fasten, durch öffentliche Ausstellung, durch schwerere oder öffentliche Gemeinde-Arbeit.

Als schwere Polizey-Uebertretungen werden erklärt: Uebertretungen gegen die Sicherheit des gemeinschaftlichen Staatsbandes und den öffentlichen Ruhestand (durch Theilnahme an geheimen Gesellschaften, Auflauf, Verbreitung von Büchern und Kupferstichen gegen die Censursgesetze, Winkelbuchdruckereyen, Verleitung zur Auswanderung, Auf-

wieglung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten); Uebertretungen gegen öffentliche Anstalten und Vorkehrungen zur gemeinschaftlichen Sicherheit, und gegen die Pflichten eines öffentlichen Amtes; gegen die Sicherheit einzelner Menschen an Leben, Gesundheit und Körper; gegen die Sicherheit des Eigenthums und Erwerbs; gegen die Sicherheit der Ehre und des guten Rufs; gegen die Sicherheit der Rechte. Uebertretungen endlich, welche die öffentliche Sittlichkeit verletzen.

* * *

Diesen positiven Gesetzen sind Vorschriften über das rechtliche Verfahren bey Verbrechen, über die Gefängnisse, über die Verhöre und den ganzen Untersuchungsprozeß, beygefügt, die in Rücksicht auf Klarheit, Vorsichtigkeit und Milde wahrhaftig musterhaft sind, und wenn einem Delinquenten bey der Inquisition irgend ein Nachtheil geschehen sollte, so ist dieß wahrlich weder die Schuld des Gesetzgebers noch des Gesetzes, sondern müßte bloß dem exequirenden Unterbeamten zu Last gelegt werden.

Als die Regierung dieſen neuen Pönal-Kodex publiciren ließ, gab ſie zugleich eine öffentliche Erklärung über die Motive, warum ſie für mehrere Verbrechen die Todesſtrafe wieder eingeführt habe. Dieſe väterliche Anſprache iſt wahrhaft preiswürdig und verehrungswerth. Denn über das Recht, ja ſogar über die Nothwendigkeit der Todesſtrafe iſt man jetzt wohl allgemein wieder einig: nur jede unnütze und empörende Grauſamkeit in der Art derſelben bleibe auf immer davon entfernt. —

Ueber die Unanwendbarkeit überſpannter metaphyſiſcher und philantropiſcher Theorien hat uns leider die neueſte Zeitgeſchichte eine grauſame Lektion gegeben. Es hat ſich nur zu klar erwieſen, daß die lieblichen Ideen gutmüthiger Spekulanten über eine ſtets fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts unhaltbare Träumereyen ſind; daß die Schärfung der Verſtandeskräfte im gemeinen Leben nicht auch nothwendig moraliſche Güte mit ſich führt; daß der große Haufe der Menſchen in alle Ewigkeit roher

Pöbel bleiben wird, taub gegen Vernunftgründe, fühllos gegen Ueberredung und Milde, und nur durch Zwang und Schärfe in einer leidlichen Ordnung zu halten; und daß es unter diesem rohen Haufen leider stets eine beträchtliche Zahl so durch und durch verdorbener und verhärteter Böſewichter giebt, die durch nichts zu bessern und zu schrecken sind, als durch die Todesstrafe.

Hat nicht noch erst neuerlich selbst die in vielen Dingen so musterhafte preußische Regierung, der es doch an Festungen und Soldaten nicht fehlt, ein halbes Hundert verstockter Verbrecher sogar in die Bergwerke nach Nertschinsk abgegeben, weil sie dieselben (nach ihrem eigenen Geständniß) bey lebendigem Leibe nicht genugsam verwahren und unschädlich machen konnte!

LXXIII.

Consumtions-Tabelle vom J. 1804.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom 1. November 1803 bis zum letzten October 1804.

Ochsen	74205	St.
Kühe	1080	—
Kälber	62421	—
Schafe	53620	—
Lämmer	140868	—
Schweine	81314	—
Spanferkel	10285	—
Oesterreicher Wein	406808	Eim.
Ungarischer u. ausländ. Wein	36088	—
Bier	658410	—
Mehl (weißes)	418056	Zent.
Mehl (schwarzes)	330537	—
Gries	3120	—
Hülsenfrüchte	83845	Metz.
Weitzen und Korn	397465	—
Gerste	140736	—
Hafer	835596	—

Heu	19033 Fuhr.
Stroh	1533229 Bünd.
Unschlitt	37603 Zent.
Holz	287024 Klaft.
Steinkohlen	80332 Zent.
Brod	5341 —
Schmalz	1197 —

Wenn man diese Tabelle mit jener vom Jahre 1803 vergleicht, so hat Wien im letzten Jahre verzehrt:

	Mehr
Schweine	14807 St.
Spanferkel	90 —
Ungarischen u. ausländ. Wein	6064 Eim.
Bier	302287 —
Mehl (weißes)	29132 Zent.
Hülsenfrüchte	44978 Metz.
Hafer	243757 —
Heu	2764 Fuhr.
Holz	129628 Klaf.
Unschlitt	1390 Zent.
Steinkohlen	9104 —
Schmalz	44 —

Weniger

Ochsen	15962 St.
Kühe	252 —
Kälber	2353 —
Schafe	13798 —
Lämmer	68837 —
Oesterreicher Wein	119670 Eim.
Mehl (schwarzes)	272872 Zent.
Gries	2661 —
Weitzen und Korn	145618 Metz.
Gerste	175426 —
Stroh	995807 Bünd.
Brod	1308 Zent.

* * *

Die Zahl der verzehrten Ochsen, welche ehedem jährlich gewöhnlich zwischen 40000 und 44000 betrug, nun aber allmählig auf 80000, und im J. 1803 gar über 90000 Stücke gestiegen ist, bedarf folgender Erklärung: Wien zog seine Ochsen ehedem beynahe alle aus Ungarn; seit einigen Jahren aber haben die ungarischen Güterbesitzer für vortheilhafter geglaubt, die Schafzucht zu

vermehren, und die Maſtung der Ochſen fallen zu laſſen. Seit drey bis vier Jahren muß man alſo die größte Quantität dieſer Thiere aus Polen, aus der Bukowina und der Moldau kommen laſſen; die dortigen Ochſen ſind ſchon von Natur kleiner und geringer, und bis ſie die weite Reiſe nach Wien gemacht haben, werden ſie ſo fleiſchloſe Gerippe, daß ſie ſich zu den ungariſchen Ochſen verhalten wie die mageren Kühe des träumenden Pharao zu den fetten: ihrer drey ſind kaum Einen von der Ketſchkemeter Haide werth.

Die Conſumtion des Biers und der ungariſchen Weine hat ſich ſo ſehr vermehrt, weil der öſterreichiſche zu 24 Kreutzer die Maß gar nicht mehr zu trinken, der zu 36 Kr. ſchlechter iſt als ehedem der zu 12 Kreutzer, und weil ſelbſt dieſer nicht mehr in hinlänglicher Quantität vorhanden iſt.

LXXIV

Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert.

1801.

Gestorben	15181.
Gebohren	11429.
Getraut (Paare) . .	2756.

1802.

Gestorben	14522.
Gebohren	12156.
Getraut (Paare) . .	2965.

1803.

Gestorben	14385.
Gebohren	12204.
Getraut (Paare) . .	2738.

1804.

Gestorben	14035.
Gebohren	11863.
Getraut (Paare) . .	2467.

* * *

In dem Zeitraum von 1781 bis 1784 war die Zahl der jährlich Verſtorbenen zwiſchen 10564 und 12371. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwiſchen 8271 und 8881. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwiſchen 1805 und 2372.

In dem Zeitraum von 1791 bis 1794 war die Zahl der jährlich Verſtorbenen zwiſchen 13097 und 15051. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwiſchen 11022 und 11762. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwiſchen 2146 und 2663.

Vor zwanzig Jahren war ſomit die Zahl der Geburten ſowohl als der Sterbefälle jährlich ungefähr um 3000 geringer als jetzt. — Seit den letztern 14 Jahren aber iſt zwar die Zahl der Geburten ziemlich gleich geblieben, die Zahl der Sterbefälle aber iſt um etwas weniges geſtiegen.

Einige auswärtige Gelehrte haben ſchon vor vielen Jahren, nach einer von ihnen angenommenen Theorie, in mancherley Schriften zu beweiſen geglaubt, daß in Wien ver-

hältnißmäßig mehr Leute ſterben, als in jeder anderen großen Stadt. Es iſt der Mühe nicht werth, dieſen gelehrten Herren viel nachzurechnen; indeſſen bleibt die Sache möglich. Zum verwundern dabey iſt, daß trotz jener abſchreckenden Todesberechnungen, die in ganz Deutſchland und den angränzenden Ländern mit großer Sorgfalt ſind verbreitet worden, doch das Zuſtrömen von Fremden hierher — ohne alle Rückſicht auf den ihnen drohenden frühzeitigen Tod — ganz und gar nicht iſt gemindert worden. Im Gegentheil, ſeit den letzteren zehn Jahren hat die hieſige Polizey ſtets vollauf zu thun, um nur immer Ausländer von allen Weltgegenden her abzuhalten, damit ſie nicht noch häufiger nach Wien kommen.

Inhalt.

XXXVIII. Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet . . . . Seite 181
XXXIX. Die Ausländer in Wien . . 189
XL. Kuhpocken 195
XLI. Revision der Aushängschilder und Aufschriften 203
XLII. Zweydeutige Höflichkeit . . . 208
XLIII. Millionairs 210
XLIV. Krida. — Bankerott. . . . 213
XLV. Haus-Officiers 218
XLVI. Der achtzehnte Junius . . 221
XLVII. Die Reichen 226
XLVIII. Betteley. — Arbeitshaus . . 230
XLIX. Luxus 236
L. Die Gänseweide 240
LI. Kunstliebhaberey 243
LII. Auslagen der Kaufleute . . . 248
LIII. Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte 253
LIV. Advokaten 254
LV. Der Kanal 258
LVI. Leichter Sinn 262
LVII. Fremde Sprachen 266
LVIII. Hofmeister. — Gouvernanten . 271
LIX. Schulgelder 277
LX. Der Theaterwagen 282
LXI. Das Zuchthaus 286
LXII. Der Todtenwagen 290

LXIII. Die barmherzigen Brüder Seite 294
LXIV. Pujoulx und die deutschen Technologen 298
LXV. Mädchenschulen 304
LXVI. Uebersättigung des Publikums an Schauspielen 308
LXVII. Wünsche 314
LXVIII. Schrauberey 323
LXIX. Die Porzellan-Fabrike . . . 329
LXX. Niederlagen der Tischler, Uhrmacher, und Schlösser 336
LXXI. Jahrmärkte 341
LXXII. Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen . . 346
LXXIII. Consumtions-Tabelle vom J. 1804. 357
LXXIV. Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert 361

Verlagsbücher bey J. B. Degen.

Pezzl, J., Skizze von Wien, unter der Regierung Joseph II. Vierte Auflage, zwey Theile in Taschenformat. Wien, 1803. Auf Schreibpap. 2 fl. Auf Druckpapier 1 fl. 30 kr.

— — — Neue Skizze von Wien. Erstes Heft. 8. Wien, 1805. Geheftet 45 kr.

— — — Charakteristik Josephs II., eine historisch-biographische Skizze, dritte verbess. Auflage, mit Porträt. 8. Wien, 1803. Auf Schreibpapier 1 fl. 30 kr. Auf Druckpap. 1 fl.

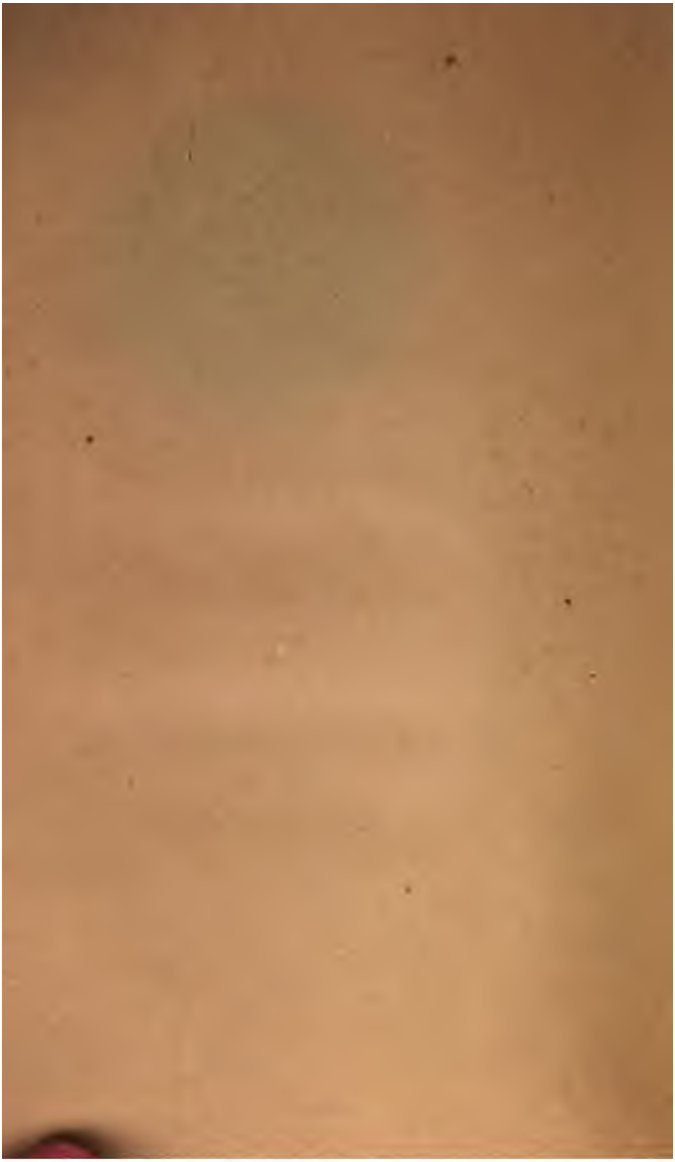
— — — Geschichte Papst Pius VI. mit Porträt. 12. Wien, 1799. 1 fl.

— — — Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien, mit einer kurzen Geschichte, in Taschenformat. 1802. Auf Schreibpapier 4 fl. Auf Druckpapier 3 fl.

— — — Description et Plan de la Ville de Vienne. Format de poche. 1802. Sur papier fin collé. 4 fl. Sur papier ordin. 3 fl.

— — — Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde, ein satyrisch-komischer Roman. 2 Thle. mit Kupf. 8. Wien, 1800-1802. Auf Schreibpapier. 5 fl. Auf Druckpap. 2 fl. 30 kr.

Hutt Lustspiele. Erstes Bändch. In 8. Wien, 1805. Auf Velinpapier 4 fl. auf Druckpapier 1 fl. 15. kr.



Stanford University Libraries
3 6105 013 787 994

DB
847
.P49
v.2

DATE DUE

JUN 2 1988

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305